[illegible]



Tilly.

Tilly

im

dreißigjährigen Kriege.

Nach O. Klopp bearbeitet

von

Franz Keym.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1863.

Tilly.

Ein Krieg, der sich dreißig Jahre lang dahinschleppt, muß eine Fülle der verschiedenartigsten Charaktere in sich erzeugen; um so mehr, wenn bald fast ganz Europa seine Politik und seine Kräfte in die Wagschale der Entscheidung wirft. — Wir treffen in diesem Kriege Charaktere, die den Stempel der Verworfenheit schon bei dem ersten Schritte ihrer Stirne einprägen, die plündern und morden, weil es in ihr Handwerk schlägt, und ihren ganzen Lebenslauf dadurch kennzeichnen, daß sie jeder menschlichen Regung fremd sind. Dahin gehört ein Mansfeld und ein Christian von Braunschweig. Weiter begegnen uns Männer, welche die allgemeine Unordnung und die Großartigkeit der Verhältnisse benutzen, das Panier der Eroberung aufzupflanzen, und durch und durch von Ehrgeiz entflammt, den ehernen Schritt des Soldaten auf die gedrückten Lande setzen. Es sind dieß Wallenstein und Gustav Adolph. Zuletzt treffen wir auf Geister, die entgegen dem allgemeinen Umsturzgelüste treu und fest an der alten Ordnung halten, das Schwert ziehen, um diese Ordnung wieder herzustellen, und mit des Schwertes Schärfe durchgreifen, weil sie sich einmal vorgesetzt haben, diese alte Ordnung und mit ihr die

Einheit im deutschen Reiche zu erhalten. Dazu zählen Kaiser Ferdinand **II.** und Tilly, der Feldherr.

Die nachfolgenden Blätter bezwecken, einen Mann dem größeren Publikum näher zu rücken, der lange verkannt und verschrieen ward, weil er nicht seine Feinde alle besiegen konnte; dessen Gegner lange hoch in dem Ansehen der Geschichte emporgehalten wurden, weil es ihnen glückte, den alten Krieger zuletzt als Besiegten in das Grab zu senden. Unsere Zeit, die so manchen Irrthum, so manches Vorurtheil, welche aus der damaligen Epoche den handelnden Personen noch anhaften, zu beseitigen wußte, hat auch diesen Charakter aus der unreinen Auffassung an das Licht der klaren Wahrheit zu ziehen gewußt. Zwei Jahrhunderte war der Charakter Tilly's verkannt und verschrieen, denn die Geschichtschreibung des 30jährigen Krieges ruhte in diesem Zeitraume vorwiegend in protestantischen Händen, und diese hatte ja einen wesentlichen Vortheil für ihre Auffassung des 30jährigen Krieges als Religionskampf, wenn sie den biederen Glaubenshelden in einen blutdürstigen Fanatiker umkehrten. Einer folgte so dem Andern, und der Letzte überbot gewöhnlich seinen Vorgänger in einer noch grausameren Verurtheilung dieses Mannes. Die Thätigkeit der heutigen historischen Literatur hat in dieses düstere Gewebe einen hellen Faden durchgezogen. Bereits im Jahre 1845 hatte es Heising („Magdeburg nicht durch Tilly zerstört") mit Erfolg versucht, den kaiserlichen Feldherrn freizusprechen von dem schwersten Fluch, der seinem Charakter anhaftete. Als Villermont durch sein

Werk „Tilly ou la guerre de trente ans“ in gründlicher Ausführung aus archivarischen Quellen die Reinheit der Handlungsweise Tilly's in den einzelnen Phasen seines Lebens und Wirkens darlegte, erschien es als Pflicht der deutschen Historiker, den angebahnten Weg weiter zu verfolgen. Zunächst war es Bensen, der in seiner Schrift: „Das Verhängniß Magdeburgs“ den Vorwurf, daß Tilly diese Stadt zerstört habe, für immer beseitigte. Noch mangelte aber ein großes deutsches Werk, das die bisherigen Resultate benutzend in umfassender Weise dem Charakter des Feldherrn Rechnung trug. Es erschien 1861 („Tilly im 30jährigen Kriege“) und Onno Klopp hat das große Verdienst, der würdige Biograph des hervorragendsten Kriegsmannes in jener düstern Epoche mit scharfen Umrissen und unparteiischer Würdigung geworden zu sein. Schneidend und folgerichtig geht er den einzelnen Begebenheiten nach, die mit dem Leben und Wirken Tilly's in Verbindung treten, sondert das Richtige von der Parteilichkeit, und hebt mit überzeugender Wahrheit den Antheil heraus, den dieser Feldherr in Politik und Kriegswesen auf seine Zeit ausgeübt. Durch O. Klopp's Bemühungen ist es gelungen, das Scheusal und Ungeheuer, was die Welt bis jetzt zum großen Theile in Tilly zu sehen gewohnt war, umzukehren in den von der Religion durchgeistigten, vom hohen Gefühle für die Würde des deutschen Reiches entflammten Helden, in den biederen und menschlichen Krieger.

Diesem Werke, dem wir durch eine populäre Darstellung die weiteste Verbreitung sichern möchten,

im Wesentlichen folgend, sei es unsere Aufgabe, Tilly hinzustellen in den verschiedenen Lagen seines Lebens, wie er sich zeigte gegenüber einem Abenteurer wie Mansfeld, klar und selbstbewußt, wie er ruhig und gemessen blieb, entgegen dem Hochmuth und der Treulosigkeit eines Wallenstein; wie er sich ehrlich hindurchrang durch Widerwärtigkeiten jeder Art, um doch zuletzt von seinen Feinden als Brandstifter verflucht zu werden.

I.

Des Feldherrn Tilly Geburtsstätte liegt bei Brüssel in Belgien. Dort erblickte er das Licht der Welt im Februar 1559. Die Burg seiner Ahnen ist durch den Zahn der Zeit verschwunden, aber der Name lebt dort noch heute fort.

Der jüngste Sohn seiner Eltern, zeigte der Knabe schon in frühester Jugend einen frommen Sinn und strenge Religiosität, so daß ihn die Mutter für den geistlichen Stand bestimmte. Unter der sorgsamen Pflege jesuitischer Väter ward er in den Wissenschaften ausgebildet, und seinem empfänglichen Herzen der Trieb jener tiefsinnigen Gottergebenheit eingeprägt, die ihn durch alle Lagen seines thatenreichen Lebens treu begleitete. Aber die Zeit war groß und schwer, rings umklirrte ihn das Geräusch der Waffen; und bald vertauschte auch der junge Gelehrte die Feder mit dem Schwert, verließ das Kloster und nahm als 14jähriger Jüngling Kriegsdienste, zuerst in den Niederlanden unter Herzog Alba. Schnell machten sich seine soldatischen Fähigkeiten hier

geltend, und nach Verlauf von wenigen Jahren sehen wir ihn bereits als Regimentschef aufsitzen gegen den Kurfürsten von Köln, der sein Erzbisthum hatte reformiren wollen, um nicht mit den Grafen von Mansfeld, den Brüdern seiner Geliebten, in Fehde zu gerathen. Es ist dieß der letzte revolutionäre Schritt, den der Protestantismus vor dem 30jährigen Kriege gethan — merkwürdig, daß gerade Tilly damals schon mitbestimmt war, diese Ueberfluthungen in das ruhige Bett zurückzudämmen.

Unermüdlich in seinem kriegerischen Drange strebt er bald fort zu größeren Auszeichnungen; er eilt von einem Kriege, von einem Kampfplatz zum anderen. Kaum ist die Kölner Fehde entschieden, so treffen wir ihn vor Antwerpen, das der ritterliche Prinz von Parma eben belagerte. Das war ein Mann, wie ihn Tilly sich oft zum Führer gewünscht; und es ist wohl wahr, daß er unserm Helden für sein ganzes spätere Benehmen im Felde und im Rathe, in der Schlacht und in der Verehrung Gottes, zum Vorbilde gedient hat. — Doch auch hier hält es den Thatlustigen nur so lange, als die kriegerische Thätigkeit andauert. Kaum ist Antwerpen überwunden, so verläßt er den Dienst und führt zunächst eine Compagnie Kürassiere siegreich gegen die Franzosen. Der Sieg bei d'Auneau beendet den Feldzug und Tilly wendet sich dann nach Lothringen, wo er bereits hochangesehen in der Gunst des Herzogs steht. Hier lernte ihn auch König Heinrich IV. von Frankreich kennen, und da dieser in ihm rasch den ächten Krieger fand, suchte er ihn zu bewegen, in französische Kriegsdienste zu-

treten. Die Aussichten wurden ihm glänzend eröffnet, Tilly aber schlug sie aus — der calvinische Charakter dieses Königs und sein politisches Treiben mochten ihm nicht gefallen; und dessen scheinheilige Religiosität stach überdieß zu sehr ab gegen den ächten Katholicismus des jugendlichen Obersten.

Diesen lockte außerdem eine andere, eine großartigere Aussicht. Ostwärts drängte es ihn, den Erbfeind der Christenheit, die Türken, zu bekriegen, die eben damals muthiger als je gegen Oesterreich und das ganze Abendland in furchtbarem Anpralle heranstürmten. Hier galt es, seinen Glauben durch das Werk zu bethätigen; und das hat wohl in Tilly's Entschlusse den ersten Ausschlag gegeben. Er eilt nach Wien und bietet dem Kaiser seine Dienste an; schon ist sein Name auch in der Ferne bekannt, und er erhält alsbald ein Regiment im Kriege gegen die Ungläubigen.

Hier kämpfte er treu und fest von 1595—1606. Große Entscheidungsschlachten kennzeichnen diese Feldzüge gegen die Türken nicht, wohl aber waren sie durch die häufigen Scharmützel und Streifzüge geeignet, den jungen Helden mit der Taktik des Krieges und den Widerwärtigkeiten des Lagers noch vertrauter zu machen. Seine Verdienste blieben nicht unbemerkt; er ward Feldmarschall und nach der Beendigung des Kampfes befehligt, ein Observationscorps in Preßburg zur Sicherung der ungarischen Lande zu organisiren.

Hier bewährte er in ächter Kriegerart seine unverbrüchliche Treue gegen seinen Kaiser und Herrn, dem er geschworen.

Rudolf, der deutsche Kaiser, und sein herrschsüchtiger Bruder Mathias geriethen damals in offene Fehde, weil letzterer, befreundet und im Bunde mit den Trennungsgelüsten der ungarischen Magnaten und mit den Reformationsideen der deutschen Adeligen, seinen Bruder gern um die österreichischen Erblande bringen und sich selber die Krone aufsetzen wollte! *) Mathias wollte auch Tilly zu sich herüberziehen, denn dieser befehligte die kaiserliche Truppenmacht, die in Ungarn stand, und mit der Gewinnung dieses Feldherrn war dort Alles in Mathias' Hand gegeben und Rudolf verloren. Hier aber verrechnete sich der Empörer in seinen Planen. Tilly hielt gegen Erwarten treu und ehrlich zu seinem Kaiser, ja er eilte selbst nach Prag, wo dieser residirte, um ihm einen wahren Bericht über das heimliche Treiben seines Bruders abzustatten und geeignete Gegenmaßregeln zu besprechen. Noch wollte der Kaiser nicht glauben, da gelang es Tilly, wenigstens den einen Befehl von dem Kaiser zu erwirken, daß die in Ungarn stehende Truppenmacht nur ihm und niemand Anderem zu gehorchen habe. Er erhielt ihn und eilte damit nach Preßburg, wo sein Corps noch stand. Schon waren die Offiziere schwankend und die Regimenter bereit, sich dem Feinde des Kaisers zu überliefern, Tilly aber schritt kräftig ein und erhielt die Truppen in ihrem Eide gegen den Kaiser aufrecht.

Ohne diese Dazwischenkunft Tilly's, seine aufopfernde Treue und Hingebung an seinen Herrn und Kaiser,

---

*) Wir müssen uns auf diese Andeutungen beschränken.

würde der Erzherzog Mathias sein Ziel schon damals erreicht und seinen Bruder vom Throne gestoßen haben. Erzürnt über das Mißlingen seiner Plane und über eine solche Standhaftigkeit des kaiserlichen Feldherrn wirft nun Mathias in einer besonderen Schrift auf Tilly schwere Anklagen der Grausamkeit und Härte gegen die ihm untergebenen ungarischen Lande — Tilly antwortet in einer Gegenschrift klar und bestimmt, und die Verleumdung war sofort beseitigt.

Als es Mathias in der Folge doch gelungen, mit Hülfe der Feudalherrn von seinem schwachen Bruder die Abtretung von Ungarn und Mähren durch Gewalt und List zu erreichen, zog sich Tilly von seinem militärischen Posten in diesen Landen zurück (1608) und lebte zwei Jahre lang als Privatmann in stiller Abgeschiedenheit. Er mochte nun einmal unter Mathias nicht dienen, dessen Herrschergelüste er aus Treue gegen seinen Kaiser und Herrn seither bekämpft hatte; und da er voraussah, daß die kaiserliche Gewalt demnächst doch auf seinen Gegner Mathias gänzlich übergehen würde, kam ihm die Berufung von Seiten des Herzogs Maximilian von Bayern, in seine Dienste zu treten, im Jahre 1610 sehr gelegen.

Und in der That konnte Tilly keinen bessern Hof für seine Thätigkeit wählen; Maximilian hatte eine gleiche Erziehung wie Tilly genossen, und war von einer gleichen Frömmigkeit und ascetischen Strenge wie dieser. Die übrigen Höfe zu Dresden, Heidelberg und Berlin waren durch Zechgelage und die Jagd, oder durch französische Leichtfertigkeit und frivole Sitten oder

durch geistige Beschränktheit und kirchliche Pedanterie ausgezeichnet; am Hofe zu München herrschte dagegen die alte deutsche Einfachheit in Sitte und Lebensgenuß. Hier fühlte sich Tilly heimisch und wohl, und stieg täglich wegen seiner hohen Fähigkeiten in der Gunst seines Herzogs und Herrn. Kein Geschäft von Wichtigkeit wurde ohne die Zuziehung Tilly's von Maximilian beschlossen, und vollends in dem Kriegsrathe galt diese Stimme als eine der wichtigsten.

In diese ruhige Thätigkeit drang auf einmal (23. Mai 1618) der böhmische Aufruhr mit um so größerer Wucht, als das Herzogthum Bayern dem Herde der Revolution so eng benachbart war. Die Verhältnisse rollten sich in diesem Lande schnell ab*), da Alles seit Jahren vorbereitet und besprochen war. Am 19. Aug. 1619 wurde zu Frankfurt a. M. Ferdinand II. zum deutschen Kaiser gewählt; zwei Tage vorher hatten ihn die böhmischen Stände der Krone für immer verlustig erklärt. Hierdurch war der Krieg zwischen dem Kaiser und seinem böhmischen Erblande als gewiß zu betrachten. Doch mochten die Aufrührer ihrer Macht nicht ganz trauen. Sie sahen sich deßhalb nach einem mächtigen Führer um. Ihre Wahl fiel, da sich sonst Niemand bereit finden wollte, auf Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der nach rascher Ueberlegung die

---

*) Wir setzen bei den böhmischen Unruhen als bekannt voraus, daß der Aufstand nichts mit der Religion zu thun hatte, sondern lediglich von den czechischen Feudalherrn erregt wurde, um ein slavisch-nationales Königreich unabhängig von Oesterreich zu constituiren.

blendende Gabe denn auch annahm. Eben noch hatte dieser Meineidige sich dem Vorgange der übrigen Kurfürsten für Kaiser Ferdinand II. in Frankfurt angeschlossen; und wenige Tage später erblicken wir ihn zu Prag, wo er im königlichen Ornate demselben Herrn, dem er Treue geschworen, den offenen Fehdehandschuh hinwirft. Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren; es war Sache der deutschen Kurfürsten, dem Kaiser, dem sie eben noch bei der Kaiserwahl in Frankfurt Böhmen garantirt hatten, auch zu diesem Lande wieder zu verhelfen.

Vor allen anderen Fürsten des Reiches waren dazu Herzog Maximilian und in nicht minderem Eifer sein Feldherr Tilly bereit. Und doch stand dieser Krieger schon in seinem 61. Lebensjahre, wo nach den Kämpfen und Strapazen in den Niederlanden und gegen die Ungläubigen er auf ein ruhiges Greisenalter mit vollem Rechte rechnen durfte. — Es war ihm nicht beschieden. Trotz seiner 61 Jahre hatte dieser Feldherr seine eigentliche große Lebensaufgabe noch zu lösen; er war bestimmt, noch volle zwölf Jahre im Kriege zu liegen gegen die Feinde von Kaiser und Reich. Kaum war der Eine von ihm niedergeworfen, so erhob sich schon ein Anderer, den aber rasch dasselbe Schicksal ereilen sollte. Tilly unterzog sich seiner schwierigen Lebensaufgabe im hohen Greisenalter mit dem Feuer und der Ausdauer der Jugend; denn ist sein Haar auch dünn und gebleicht, der Körper von unscheinbarem Aeußeren, so wohnt doch in diesem eine eiserne Gesundheit und zähe Willenskraft; und das graue Haupt-

haar des ehernen Soldaten verträgt sich gut mit dem edlen Zuge seiner blauen Augen.

Was Tilly's Wesen im Besonderen in allen Lagen seines thatenreichen Wirkens auszeichnete, war seine tiefe Religiosität. Nicht bloß hing er mit treuem Glauben an den Lehren und Gebräuchen seiner Kirche, er achtete auch die Rechte anderer Menschen, mochten solche sich auf Hab und Gut, auf Ordnung und Ruhe oder auf kirchliche Gewohnheiten und Sitten beziehen. Tilly selbst hörte täglich zweimal die Messe und war zumal der Jungfrau Maria mit besonderer Verehrung zugethan. Er ist treu und ehrlich gegen seinen Kriegsherrn, freundlich gegen seine Untergebenen; gewinnt den Ersteren, weil er sich nie über Gebühr in seiner Stellung heraushebt (wie Wallenstein), und Pflicht und Gehorsam als die erste Zierde des Soldaten erachtet, und imponirt seinen Untergebenen, weil er ihnen ein Beispiel täglich vor Augen führt, wie das Leben des ächten Kriegers vorzugsweise in Entsagung und Sittenwandel beruhe. Völlerei war ihm ein Gräuel; und wenn es auch nicht begründet ist, daß er sich des Weines ganz enthielt, so wußte er doch auch in diesem Genusse sich auf das strengste Maß zu beschränken.

Diesen Mann stellten die deutschen Fürsten der Liga an die Spitze ihrer Armee, um dem Kaiser gegen die aufrührerischen Böhmen zu helfen. Tilly, einmal zu diesem Amte berufen, füllte es auch mit ganzer Seele aus. Der 61jährige Greis gewann die Rüstigkeit und Beweglichkeit des jugendlichen Obersten aus den Niederlanden wieder, und sein ergrautes Haupt-

haar trotzte an Ausdauer dem frischesten Musketier seiner Armee.

Den 13. Juli 1620 überschritten Maximilian und Tilly mit dem Heer der Liga (26,000 Mann zu Fuß und 5500 Reiter) die bayerische Grenze, um den Weg nach Böhmen durch die oberösterreichischen Provinzen zu nehmen. An Widerstand dachte Niemand und nur einzelne Bauernhaufen überfielen kleine Trupps der bayerischen Armee, um sie meuchlings niederzustoßen. Aus Wuth zündeten dann die Kameraden der Erschlagenen die Dörfer der Bauern an. Doch kaum hatte Tilly davon gehört, als er für jeden Mordbrenner den Galgen festsetzte. — Wir lernen hier den Charakter Tilly's gleich in ächter Größe kennen. Statt sich die Liebe der zügellosen Soldateska (wie ein Mansfeld und Wallenstein) durch die Erlaubniß zum Morden und Plündern zu gewinnen, fährt er sofort bei Beginn des Feldzugs in die trotzige Menge kräftig hinein und stellt ein Beispiel auf, zur Lehre und Warnung, was man in Zukunft von ihm zu erwarten.

Bei dem Heere der Liga befand sich auch ein französisches Regiment. In Linz desertirten davon sechs Soldaten, wurden aber wieder eingefangen und sofort zum Tode durch Henkershand verurtheilt. Als die Strafe vollzogen werden sollte, erhebt sich das übrige Regiment und befreit in wildem Tumulte die Verbrecher aus den Händen der Henker. Das sieht Tilly aus einem benachbarten Fenster. Rasch mit gezücktem Schwerte stürzt er gegen den trotzigen Haufen, die Soldaten halten ihm die Picken entgegen und achten

nicht auf seine Worte. Da holt Tilly sein bayerisches Regiment herbei, die Verbrecher werden herausgegriffen und müssen dem gerechten Tod zum Richtplatz entgegen. — Doch legte sich der Trotz des französischen Regiments noch nicht, der Unwille kochte fort und drohte in eine allgemeine Meuterei umzuschlagen. Schnelle Entschlossenheit muß retten: Tilly läßt Kanonen auffahren, die Cavallerie aufsitzen und unter dieser sicheren Bedeckung werden die Deserteure und noch drei Unruhestifter zum Tode gebracht.

Auf diese Weise hatte sich Tilly Gehorsam verschafft, nicht allein für diesen Feldzug in Böhmen, sondern auf die ganze Dauer seines Generalates. Die Widersetzlichkeit war mit Schärfe niedergedrückt, und Gehorsam seit dem Tage von Linz in dem Heere Tilly's erste Regel.

Am 8. Sept. 1620 hatte der Kaiser seine Truppen, die in den kaiserlichen Provinzen verfügbar waren, (15,400 Mann zu Fuß und 4550 Reiter) zu dem Heere der Liga stoßen lassen. Doch war diese Verstärkung, so nothwendig sie auch gegen die große Macht der Aufständischen erschien, für die Regimenter Tilly's eher ein Nachtheil als eine Unterstützung. Denn ein schlechtes Element ward unter das gute geschleudert. Die kaiserlichen Soldaten bestanden aus zusammengewürfelten Haufen, die in Eile unter die Fahne gebracht waren, die von Zucht und Ordnung nicht die leiseste Spur zeigten. Brennende Dörfer, geplünderte Städte, blutige Leichname bezeichneten den Weg, den sie zogen. Frauen und Kinder wurden von ihnen mit Gewalt geraubt

und erst gegen ein hohes Lösegeld wieder freigegeben. Kirchen wurden ausgeplündert, mochten sie nun katholisch oder protestantisch sein. Es war ein wilder Raub, ohne Ansehen der Person und Sache.

Tilly litt solche Unbilden in seinem Heere nicht und sah gerade deßhalb die Vereinigung mit den Kaiserlichen ungern. Denn auch die Zucht seiner Soldaten mußte unter solch' verwegenen Beispielen mit leiden. — Doch brachten diese Verhältnisse keinen Aufschub in seinen Kriegesplan und unverwandt eilte Tilly auf sein Ziel, auf Prag los. Mit der Eroberung dieser Hauptstadt mußte ja auch, also dachte der Feldherr, der böhmische Aufruhr in sich zusammenfallen. Am 7. November sahen die Regimenter der Liga in der Ferne die Thürme und Mauerzinnen der Stadt, aber auch zugleich vor derselben zum Schutze das ganze böhmische Heer auf dem weißen Berge in einer vortrefflichen Stellung. Der österreichische Feldherr widerrieth den Angriff, doch Tilly, auf die gerechte Sache sein Vertrauen setzend, drang auf sofortiges Losschlagen. Mit dem Losungswort: Heilige Maria! geht er seinem Regimente über den Bach voran, den die böhmischen Geschütze von allen Seiten bestreichen, und gerade auf den Feind los. Mochte man ihn über diese strategische Kühnheit später auch vielfach tadeln, Tilly unternahm den Angriff, weil er voraussetzte, daß bei der gerechten Sache auch der Segen Gottes nicht fehle. Und so war es. Der Bach wird von Tilly in stürmischem Anlaufe überschritten, die feindlichen Haufen nach kurzem Widerstande geworfen und in der regellosesten Flucht auseinander gejagt. Das Schicksal die-

ses Krieges war in der ersten Anlage durch die Tapferkeit und Umsicht Tilly's entschieden.

Während die böhmischen Truppen binnen einer Stunde vor der Taktik Tilly's auseinander stoben wie Spreu vor dem Sturme, saß ihr König Friedrich zu Prag an üppiger Tafel und sah aus der Ferne dem Kampfgewühle wie einem Schauspiele zu. Wo solche Charaktere vollends sich an die Spitze von usurpirten Reichen stellen, kann keine Aussicht auf Erfolg zu gewärtigen sein. Statt selbst in Rüstung und Waffen seinem Feinde entgegenzutreten und sein Heer zur Kampfeslust anzufeuern, bleibt der Usurpator still zu Hause, als handle es sich um ganz andere Dinge, als um die Königskrone auf seinem Haupte. Er floh in der Dunkelheit der Nacht aus Prag und überließ Böhmen seinem Geschicke.

Prag ergab sich dem Sieger am folgenden Tage. Dieser zog ein unter dem Geläute der Glocken, unter dem Vivatrufen der Bevölkerung, die ohne Unterschied, Katholiken wie Protestanten, den Pfalzkönig mit seiner calvinistischen Eroberungspolitik verwünschten und unter Thränen Abbitte des Geschehenen darbrachten. Die Grausamkeiten, die in der Folge des Prager Sieges in Böhmen verübt wurden, fallen nicht auf Tilly und zum geringsten Theile nur auf seine Armee. Die Aufgabe, die Tilly zu lösen hatte, war die Niederwerfung des Aufstandes, das forderte seine Soldatenpflicht; die Strafe für die Anstifter der Empörung lag in den Händen des Kaisers Ferdinand II. Und doch zeigte sich auch hier der edle Sinn des Feldherrn in klaren Umrissen. Hätte er zu verfügen gehabt, so würde wenig oder gar

kein Blut geflossen sein; er würde dem Unverstande der betrogenen Bevölkerung verziehen haben: so aber die Sache in Kaisers Händen stand, konnte er nur Wenigen Leben und Freiheit aus eigener Machtfülle wiedergeben. Eines Tages fanden die Gefangenen ihre Kerkerthüren unverschlossen und die Tilly'schen Wachen weggezogen — der Feldherr hatte es gethan, um sie leichter entrinnen zu lassen. — Und nicht allein gegen die Gefangenen zeigte Tilly Milde und Versöhnung, auch dem Lande war er ein heilsamer Vater, weil er seine Soldaten in die strengste Zucht eindämmte. Die Soldaten in kaiserlichen Diensten verübten an den Besiegten die unerhörtesten Erpressungen; sie raubten und plünderten, denn sie standen auf dem Nacken der Wehrlosen. Tilly aber hielt stramme Zucht und Ordnung in seinen Reihen; er schob den Aufstand auf die wenigen Schuldigen, das Land im Großen hatte ja damit nichts zu schaffen. —

Wir betonen hier Tilly's Verhalten besonders, weil wir noch öfters werden Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Unbegreiflich bleibt es immerhin, wie Jahrhunderte lang auf diesem Helden der Verdacht lasten konnte, als sei er und sein Heer eine Horde wilder Barbaren gewesen, zum Schrecken und zur Geißel der Menschheit. Tilly hat durchweg den Ruf der Menschlichkeit sich zu wahren gewußt, und wo seine Soldaten zu Grausamkeiten einmal schritten, trug Tilly nicht die Schuld, verhängte aber immer die gerechte Strafe über die Thäter. —

Der böhmische Winterkönig war geflohen, aber der

böhmische Aufstand fand nach des Königs Flucht einen Menschen, der auf eigne Hand die Wirrsale des Krieges zu seinem Vortheil zu benützen und fortzuführen verstand. Dieß war Mansfeld, der Söldnerhäuptling.

Die damalige Zeit war bei den vielen Kriegen, die bald im Osten, bald in Italien und den Niederlanden geführt wurden, außerordentlich reich an Leuten, die das Kriegerleben zum eigenen Geschäft gemacht hatten. Nicht allein aus den unteren Schichten kamen solche Leute, auch der Adel und die Bastardsöhne der Fürsten hielten es nicht unter ihrer Würde, sich für Lohn an einen Kriegsherrn zu verdingen. So mit Ernst von Mansfeld. Er war der uneheliche Sohn eines spanischen Generals in den Niederlanden, diente zuerst in österreichischen Diensten und dann bei dem Herzog von Savoyen, dem er 4000 Mann geworben hatte. Bei dem Einverständniß, das zwischen dem katholischen Karl Emanuel von Savoyen und dem calvinistischen Friedrich V. von der Pfalz in Betreff der deutschen Verhältnisse herrschte, überließ ersterer seinem Freunde bald den Söldnerhäuptling Mansfeld mit seinen 4000 Mann zur Ausführung der Plane des Calvinismus auf Deutschland und Böhmen. Mansfeld kam so nach Böhmen, erstürmte rasch die gut kaiserliche Stadt Pilsen und brandschatzte sie mit 120,000 Gulden. Zugleich ließ er den Calvinismus einführen und singen: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ — So ein Söldnerhäuptling war nämlich für Geld und Aussicht auf Raub zu Allem zu gebrauchen. Seit dem 20. Aug. 1618 war Mansfeld auch General der Artillerie in Diensten der böhmischen Stände.

Hiermit erlischt aber auch seine Wirksamkeit in diesem böhmischen Kriege. Mansfeld blieb in Pilsen, verschanzte die Stadt nach allen Seiten und übte an den Umwohnenden schauerliche Grausamkeiten; Mord und Plünderung gehörten zur täglichen Parole. Meine Kriegsherrn haben kein Geld, sagte er, meine Soldaten wollen leben, also muß ich mir helfen, wie ich kann. Und er half sich, wie er konnte. — Dieß ist in der Kürze die ganze Art der Kriegführung Mansfelds. Doch hielt er dabei Pilsen scharf besetzt und schlug alle Bitten und Befehle, sich mit dem böhmischen Heere zu verbinden, ab. Der Söldnerhäuptling dachte schlau. Man weiß noch nicht, wo hinaus das Glück sich wendet, also ist Zurückhaltung gut und ein Pfand wie Pilsen läßt sich immer hoch verwerthen. So blieb Mansfeld in Pilsen, bis die Schlacht von Prag geschlagen war, der Pfalzkönig aus dem Lande floh und die böhmische Revolution zu Ende ging.

Niemand in Deutschland billigte jetzt mehr die Hoffnungen des Pfalzkönigs, Niemand wollte von seinen calvinistischen Eroberungsplanen noch etwas wissen. Er war verlassen, seine Hoffnungen vernichtet. Da erbot sich der Söldnerhäuptling Mansfeld, der in Pilsen eine Schaar von beutelustigen Gesellen nach der anderen um sich gesammelt hatte, seine Sache gegen Kaiser und Reich weiter zu führen. Friedrich V. von der Pfalz, von Allen verlassen und flüchtig, willigt mit Freuden ein; Mansfeld bekommt Geld von England, und die Werbefahne flattert in Pilsen und Umgegend hoch empor. Die Ueberreste des geschlagenen

böhmischen Heeres fliehen ihm zu und sein Heer schwoll in Kurzem zum Schrecken des Landes gewaltig an. — Was war nun die Absicht dieser Horden? Raub und Mord, Wollust und Plünderung waren auf ihre Fahnen geschrieben. — Die Zurückführung des Pfälzers auf den böhmischen Thron mußte diesem gemeinen Treiben nur zum eiteln Vorwand dienen.

Tilly stand in Prag mit 6000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern. Ihm ward jetzt die Aufgabe, das drohende Raubwesen dieser Söldnerschaaren von Böhmen und Deutschland fern zu halten, sie in ihrem Entstehen zu vernichten. Im März 1621 rückte er mit 10,000 Mann gegen Pilsen, wo sieben Compagnien Mansfeldisches Fußvolk lagen. Mansfeld war abwesend. Tilly kannte seine Leute und bot für die Compagnie 20,000 Gulden, wenn sie Pilsen an ihn übergeben würden. Was wußte ein Mansfeldischer Soldat von Ehre! Geld und Beute waren seine Gedanken. Und so fiel auch Pilsen in Tilly's Hände, der dann forteilte, um Mansfeld selbst aufzusuchen. Dieser hatte bis auf 20,000 Mann um sich gesammelt, denen der alte Feldherr kaum die Hälfte entgegenstellen konnte. Doch suchte er eine Schlacht mit ihm, die dieser vermied und lieber in die fränkischen Bisthümer und die Oberpfalz mordend und sengend einfiel. Mansfeld wurde gedrängt von Stadt zu Stadt und bald war die ganze Oberpfalz in den Händen der Liga. Da erbietet sich auf einmal Mansfeld Frieden zu schließen und sein Heer in des Kaisers Dienst überzuführen. Sein Anerbieten wird in Wien freudig aufgenommen, denn dann war der Krieg ja

vollends zu Ende. Aber mitten in den Verhandlungen darüber heißt es plötzlich, Mansfeld habe sich eiligst aufgemacht und in Eilmärschen nach der Unterpfalz gewandt. Die Flucht geschieht so schnell, daß Tilly nicht in gleichem Maße folgen kann, ohne seine Truppen aufzuopfern. Die ganze Waffenruhe, zeigte sich jetzt, war von Mansfeld nur angesucht worden, um unbemerkt der Verfolgung des ligistischen Feldherrn und der drohenden Vergeltung zu entgehen. Aber der Racheengel folgte ihm auf den Fersen nach und ereilte ihn auch jenseits der fränkischen Grenze auf würdige Weise.

Jede große Zeit gebärt neben den edeln Geistern auch gemeine Seelen, neben dem stattlichen Baume auch das verdorrte Gestrüpp. Wie aber nichts mehr wuchert, als das flache Unkraut, so zieht auch ein schlechtes Beispiel der Nachahmer Manche nach sich. So mit Mansfeld. Er hatte gezeigt, wie ein Söldnerfürst leben und wirken könne, auch ohne zu wissen, zu wessen Nutzen und Frommen; er hatte bewiesen, daß man rauben und plündern könne, ohne von irgend wem zur Rechenschaft gezogen zu werden, es sei denn von dem gegenüberstehenden gewappneten Feinde. — Die Zeit bei Beginn des dreißigjährigen Krieges war hart und rauh, der jugendliche Ungestüm konnte Manches wagen.

So treffen wir neben Mansfeld bald einen zweiten, der seinen Vorgänger durch Zügellosigkeit noch zu überbieten strebt. Es ist Christian von Braunschweig, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, aber voll von ungestümer Thatkraft und schrankenloser Ausschweifung. Die Poesie, die ihm seine Verehrer angedichtet, ist

längst in Staub zerfahren und durch die nackte Wirklichkeit vernichtet worden. Er war ein ächter Söldnerfürst, wie Mansfeld, nur übertrifft der Schüler noch seinen Meister in jeglicher Beziehung.

Dieser neue Held, der für seinen Glauben bluten wollte, war ein Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Bereits im 17. Jahre wurde er durch den Einfluß seines Hauses vom Domcapitel zu Halberstadt zum lutherischen Bischofe gewählt. Es war ein neuer Gewaltschritt gegen den Augsburger Religionsfrieden. Der Kaiser versagte die Belehnung, darin bestand der ganze Widerstand, den Oesterreich unter Rudolf und Matthias noch anzuwenden pflegte. Die Hauptsache war: Christian behielt die Einkünfte des Bisthums. Bald ging er als Rittmeister nach Holland und führte dort ein zügelloses Leben, worin die Einkünfte seines Bisthums mehr als aufgingen. Da bricht der böhmische Aufstand los, sofort ist er auch hier und will ein Regiment Kürassiere werben. Die Sache unterblieb noch, denn Christian trug sich rasch mit einem noch kühneren Gedanken. Er hatte gefunden, wie hübsch es sich mit den Geldern der Bisthümer leben läßt. Er hatte zu Halberstadt nach und nach noch einige Pfründen hinzu bekommen (z. B. die Propstei Braunschweig und die Abtei Michaelstein). Wie, wenn man diesen Grundsatz verallgemeinerte und überhaupt den nordischen Bisthümern den Garaus machte? Da waren besonders Münster und Paderborn eine gar verlockende Beute. — Und dieß ist der Grund, warum Christian von Braunschweig im Jahre 1621

in die Rüstung sich warf: er brauchte mehr Geld für seinen wollüstigen Verschwendungsgeist, an die Religion dachte sein Herz ganz zuletzt und am allerwenigsten.

Christian warb also und hatte bereits im November 1621 ein Heer von 13,000 Mann um sich geschaart, denn wo Beute lockte, fanden sich in jener Zeit immer gierige Menschen genug. Er rückte damit gen Süden, um sich gelegentlich mit Mansfeld in der Unterpfalz zu verbinden. Seinen Weg bezeichnete er durch brennende Dörfer, geplünderte Kirchen, durch die Leichen erschlagener Bürger und hülfloser Kinder. Ohne Sympathien bei Fürsten und Ständen, verhaßt von Städten und Land, ging er seinen bluttriefenden Weg, ein Schrecken der Nation. 20,000 Söldner mit einem endlosen Haufen von Weibern und Kindern folgten bald seiner Fahne, die er Mansfeld entgegenführte. Ohne Disciplin und Ordnung ergießen sie sich über die deutschen Lande, ohne irgend eine Ahnung von edlem Gefühle, der Grausamkeit und Sinneslust einzig fröhnend. Unerschwingbare Brandschatzungen werden den Städten auferlegt und mit aller Strenge beigetrieben. Von Sold ist keine Rede, denn die Summen, die aus Holland oder England kommen, zerrinnen in den gierigen Händen der Führer. Christian selbst ist der Völlerei ergeben und nur darauf bedacht, Weiber zu schänden, die seinem Auge gefallen. Und da sollen die Soldaten die Enthaltsamkeit sich zum Muster nehmen, wenn das böse Beispiel ihnen tagtäglich voranleuchtet?

Wie ganz anders bei Tilly!

Er selbst streng gegen sich und seine Leidenschaft, ohne Sinn für Wein und Gelage, würdevoll in seinem Auftreten und ernst gegen seine Umgebung. In seinen Zügen und Märschen herrscht ein fester Plan, der die Plünderungslust nicht ertragen kann. Seinem Ziele stracks entgegensteuernd, fordert Tilly die strengste Disciplin und ist unnachsichtig gegen die Fehler der Ordnung. Er steht Allen voran durch seine Mäßigkeit, durch sein würdevolles Betragen. Und doch weiß er Jeden, der ihm naht, auch durch Freundlichkeit wieder zu fesseln. Für Jeden ist zu jeder Stunde Audienz, die Etiquette ist ihm im Felde lästig. Vater Johann nennen ihn seine Krieger, und Tilly nennt sie nicht selten seine Söhne.

Dieß erreicht der Feldherr aber, was damals in den Augen der Schwertlustigen ungemein viel wog, zumeist auch noch durch die Regelmäßigkeit der Soldzahlung, wie er sie bei seinem Heere einführte. Der Soldat wußte, daß unter ihm sein Sold nicht ausblieb, und war deßhalb auch nicht auf das Beutemachen einzig hingewiesen. Die Kasse der Liga zahlte die eine Hälfte des Bedarfes, die andere wurde von den occupirten Ländern getragen. Und waren jene Gelder der Liga ja einmal auf einige Zeit im Rückstand geblieben, so beklagt dieß Tilly gegen seinen Kriegsherrn um so tiefer, als dadurch am ersten Ordnung und Zucht in den einzelnen Regimentern sich lösen würden. — Mansfeld und Christian nehmen geradehin weg, ohne die Besitzenden auch nur im Geringsten zu fragen; sie plündern, weil das zu ihrem Handwerk gehört und erlauben

ihren Offizieren und Soldaten ohne Rückhalt das Gleiche zu thun. — Tilly nimmt nie, er läßt sich geben. Hat er ein Land betreten, so bescheidet er zunächst die Obrigkeit vor sich, entwickelt seine Wünsche und Bedürfnisse und überläßt es dann vollständig dieser Obrigkeit, die Wünsche nach ihrer Weise auszuführen. Braucht er Quartiere, so hat seine Quartier-Commission die Anordnungen zugleich mit der Ortsobrigkeit zu regeln, nie aber nach eigenem Ermessen dabei zu verfahren.

So handelte Tilly, den man später als Blutmensch verschrie; und anders handelte Christian, dem seine Anhänger poetische Begeisterung und platonische Liebe so gerne nachrühmen. Also geschah es in der Pfalz. Die Söldner Mansfelds plündern jede Kirche, ob katholisch, ob protestantisch, ist einerlei — die Soldaten Tilly's achten jedes Bekenntniß und jede kirchliche Feier. Und um ja jedem Unfug vorzubeugen, der doch vorfallen könne, läßt der Feldherr an den Kirchenthüren Schildwachen aufstellen, damit auch die Andersgläubigen ihrem Gott ohne Störung lobsingen können. In allen Orten der Unterpfalz, wo Tilly mit seinen Truppen lag, konnten die Bewohner ihre Kinder taufen, ihre Todten begraben, die Predigt hören, frei und ungestört nach ihrer hergebrachten Weise. Niemand zwang sie den katholischen Ritus anzunehmen oder die katholischen Prediger zu hören. Geschahen aber einmal Excesse von Seiten der Soldaten, so trugen gewiß die Bauern die erste und nächste Schuld daran. Wurden Dörfer angezündet (wie in der Nähe von Worms), so hatten die Bauern Tilly'sche Solda-

ten meuchlings in den Quartieren ermordet. Wurden Menschen mißhandelt, so waren die Soldaten dazu gereizt. Dieses Zeugniß geben die Städte und Dörfer der Unterpfalz dem Tilly'schen Heere selbst und aus fester Ueberzeugung, im Vergleich zu den Söldnern des Mansfeld und ihres eigenen Kurfürsten.

Mansfeld hatte im Januar 1622 an 35,000 Mann im Elsaß stehen, Tilly dagegen nur 8000 Mann kampfgerüstet am Neckarstrome. Doch der greise Held wich dem Feind nicht, mochten sich dessen Schaaren auch verdoppeln und verdreifachen. Und eben rüstete sogar noch ein anderer Gegner, der calvinische Markgraf von Baden-Durlach. Er hatte keinen anderen Gedanken, als Mansfeld und der Halberstädter, nämlich im Trüben zu fischen und heimzutragen. Seine Macht ward auf 21,000 Mann geschätzt, auserlesene Mannschaft mit vortrefflichem Geschütz. Alle diese Truppen waren nur gegen Tilly geworben, der, eingeschlossen von einer zehnfachen Uebermacht, an Gott und seinem guten Rechte nicht verzagte. Mochte auch Christian von Braunschweig von Norden herandrängen, der Markgraf von Süden dräuen und die Mansfeldischen Völker von Westen gegen den ligistischen Feldherrn die Fähnlein drehen, er vertraute seiner Thatkraft und seiner Umsicht, und triumphirte über seine Gegner, die auf seine Vernichtung sannen.

Der Erste, der mit dem alten Kämpen anbinden wollte, war Mansfeld. Unter Sengen und Brennen zog er aus dem Elsaß über den Rhein bis gegen Wiesloch, wo Tilly stand. Dieser hatte seine Vorhut bis Mingels-

heim vorgeschoben, sie wurde von den Mansfeldischen Völkern mit Uebermacht angegriffen und letztere errangen einen unbedeutenden Sieg, den einzigen, den Mansfeld bis jetzt gegen seine Feinde davongetragen. Darauf pochend ergriff jetzt auch der Durlacher seinerseits die Offensive. Er hatte ein zahlreiches Heer, mit dem er gegen Tilly leicht obzusiegen dachte. Uebereieß lag es damals im Plane der drei Söldnerhäupter, sich zu vereinen, die Länder der geistlichen Fürsten insgesammt zu besetzen und vor Allen den Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Würzburg und Speyer, als die Haupttriebfedern der ganzen Verwickelung, mit dem Schwerte hinzurichten; die übrigen geistlichen Fürsten sollten dagegen zeitlebens gefangen gehalten werden. In der That für solche Menschen keine üble Resolution! — Das Tilly'sche Schwert hat sie durchhauen.

Am 5. Mai 1622 trafen Tilly und der Durlacher bei Wimpfen zusammen. Es war ein heißes Ringen. Der Markgraf ward vollständig geschlagen, sein Geschütz erbeutet; die wenigen Ueberbleibsel seines Heeres flohen in voller Auflösung zu Mansfeld. Dieser stand damals in Darmstadt und wartete nur auf Christian von Braunschweig, der von Norden anrückte, um sich mit ihm zu vereinigen. Aber gerade diese Vereinigung mußte Tilly verhindern, sonst wurde er auch jetzt noch von der doppelten Uebermacht erdrückt. Um aber Mansfeld sicher von dem Braunschweiger abzuziehen, griff Tilly zum Scheine Mannheim an, das Mansfeld keinesfalls im Stiche lassen konnte, wollte er sich nicht die Verbindung mit dem Elsaß, der Basis seiner

Raubzüge, abschneiden lassen; zog sich aber, als Mansfeld wirklich in diese Falle ging, nach Aschaffenburg zurück, um beiden Gegnern gleich nahe zu sein.

Unterdeß kam Christian durch Hessen heran; den 15. Juni stand er nahe vor Höchst a. M. Die Stadt, welche befestigt war, versuchte sich zu halten, aber vor den furchtbaren Drohungen des Braunschweigers, daß er nicht Weib noch Kind verschonen werde, verlassen die geängstigten Bürger bald die Stadt und fliehen über den Mainstrom in die nahen Wälder. Eine Reihe von brennenden Dörfern beleuchtete noch in derselben Nacht vom 17./18. Juni die gräßliche Gegenwart des nordischen Häuptlings.

Aber der Retter erschien und am 19. Juni stand Tilly bereits vor Höchst. Zum ersten Male sah Christian ein geübtes Schlachtheer vor sich, wo er bis jetzt nur wehrlose Bauern sich gegenüber gefunden. Es kam zur Schlacht bei dem Städtchen Höchst; — von 20,000 Mann führte der Braunschweiger nach wenigen Stunden nur 6000 in der vollständigsten Zersplitterung über den Main zurück, um sich mit Mansfeld an der Bergstraße zu verbinden.

So hatte Tilly's Eifer und Thatkraft zwei Gegner vollends vernichtet; des dritten Vernichtung hing nur davon ab, ob er sich auch der Kampfesentscheidung mit dem alten gewiegten Kämpfer stellen würde. — Bisher hatte der ehemalige Böhmenkönig Friedrich sich in dem Lager dieser Genossen aufgehalten, in der traurigen Zuversicht, durch diese Haufen wieder den böhmischen Thron besteigen zu können. Als diese Lands-

knechte jedoch von Tilly geschlagen waren und auf ihr eigenes Heil sich bedenken mußten, entließen sie ihren zahlungsunfähigen Herrn am 13. Juli im Lager von Elsaß-Zabern, weil er keine Aussicht habe, seine Sache durchzusetzen. Ein merkwürdiges Verhältniß! Nicht der König von Böhmen entläßt seine Krieger, — nein! diese Söldner, die nie ein Interesse für diesen König von Böhmen in ihrer Brust fühlten, entlassen und verlassen den König.

Jetzt, wo seine Streitgenossen geschlagen waren und das Wasser ihm am eigenen Halse stand, wiederholte Mansfeld, der gegen jene viel vom Diplomaten an sich hat, sein Spiel aus der Oberpfalz, — er schickt an Tilly Boten des Friedens. Er bittet den Feldherrn, einen Generalpardon bei dem Kaiser für ihn zu bewirken. War es dem Söldner darum wohl Ernst? Ebenso wenig wie damals. Tilly berichtet das Gesuch zunächst an seinen Landesfürsten, den Herzog von Bayern; doch der erwiedert einfach: man könne sich darauf nicht einlassen, es sei nur ein Vorwand. Auf diese Weise zurückgewiesen, blieb den beiden Häuptlingen, Mansfeld und Christian, kein anderer Ausweg, als westwärts gegen Lothringen zu ziehen, wo die Hugenottenkämpfe noch eine reiche Beute in Aussicht stellten.

Tilly aber verfolgte seinen Sieg in der Pfalz weiter. Zuerst wurde Heidelberg erstürmt, wo der Holländer van der Merwen commandirte. Es ist gebräuchlich, hierbei auf die Gräuel hinzuweisen, welche die Soldaten der Liga nach dem Sturme in Heidelberg

verübt hätten. Doch sind diese Nachrichten im Ganzen nicht sehr beglaubigt, und dann stand es selbst nicht einmal in der Macht eines Tilly, den Soldaten die Plünderung vorzuenthalten, sobald eine Stadt im Sturme genommen war. Es ist eben der damalige Kriegesbrauch: in jeder eroberten Stadt hat der Stürmende einige Stunden der Plünderung. Tilly konnte und durfte von diesem Brauch nicht abgehen, wollte er dem beutelustigen Soldaten nicht den Muth schon vor dem Sturme nehmen.

Noch aber war das Heidelberger Schloß in den Händen der Feinde. Da jedoch Widerstand auf die Dauer fruchtlos erschien, bewilligte Tilly eine ehrenvolle Capitulation, d. h. Abzug mit kriegerischen Ehren. Und hier ereignete sich ein Fall, der auf des Feldherrn Charakter ein helles Streiflicht wirft. Als die Besatzung abzog, machten die Belagernden Miene, die Capitulation zu brechen und die Abziehenden niederzuschlagen; denn, sagten sie, lange hätten sie doch nicht mehr ausgehalten und wären dann in unsere Hände gefallen. Daß auf solche Weise von beiden Seiten oft Besatzungen niedergemetzelt worden gegen Wort und Vertrag, geschah in diesem Kriege oft. Tilly aber, seines einmal gegebenen Wortes eingedenk, sprengt mit gezogenem Degen in die unruhigen Haufen ein und die Besatzung kann ungefährdet mit einem Geleite nach Frankfurt a. M. abziehen.

Auch auf andere Weise wußte sich Tilly die Heidelberger Bürgerschaft bei dieser Gelegenheit zur dankbaren Anerkennung zu verpflichten. Er ließ die cal=

vinischen Geistlichen unbelästigt in ihren Aemtern, ließ sie predigen und ihre kirchliche Handlungen verrichten, und nur wenn sie gegen den Kaiser und das Reich predigten, mußten sie aus der Stadt weichen. Auf solche Art bewährte der Feldherr auch hier seine Toleranz gegen Andersgläubige, die wir schon oben zu würdigen Gelegenheit hatten.

Von Heidelberg zog Tilly gegen Mannheim, das am 3. Nov. 1622 sich unter Bedingungen ihm ergeben mußte. Die Pfalz war unterworfen.

So hatte Tilly seine Feinde, die ihn von allen Seiten umlagerten, zerstreut und vernichtet. Das Jahr 1622 war für ihn mit düsteren Aussichten ringsum angebrochen, — er sah seinen gewissen Untergang vor sich, wenn nicht ein Gott ihm wacker hindurch half. Und er half ihm; ein Gegner nach dem andern fiel vor der Wucht seiner grimmigen Streiche, sie waren bald nach allen Gegenden auseinander geworfen. Das Ansehen des Kaisers und der Ordnung hatte gesiegt, gesiegt durch die Thatkraft und die Umsicht des einzigen Mannes, des Feldherrn Tilly. Ohne ihn wäre das Reich den plündernden Horden und der Vernichtung preisgegeben; die Dankbarkeit des Kaisers verlieh ihm dafür in hochherziger Anerkennung seiner gewichtigen Dienste den Grafentitel, und seit dem 18. Juli 1622 unterschreibt er sich als Johann Tzerklaes, Graf von Tilly.

—

II.

Der böhmische Aufstand war unterdrückt, die Söldnerhäuptlinge aus den Grenzen des Reiches gejagt, — das Ende des Krieges schien gekommen. Keine Partei im Reiche hatte das Unternehmen Friedrichs von der Pfalz, noch viel weniger die Raubzüge eines Mansfeld oder Christian gut geheißen. Ohne auswärtigen Einfluß war also eine Fortdauer des Krieges nicht vorauszusehen. Deutschland würde im Jahre 1622 in sich den Frieden gefunden und das aufrührerische Böhmen durch des Kaisers Umsicht zur vollständigen Ruhe zurückgeführt worden sein. — Auch des Feldherrn Tilly Aufgabe schien gelöst: Mansfeld und Christian waren mit den Ueberbleibseln ihrer Raubschaaren gegen Lothringen gezogen, um in Frankreich neue bluttriefende Lorbeeren zu sammeln. Sie waren feil für Jeden, und wer am meisten bot, hatte sie. Deßhalb war es ihnen auch einerlei, wohin sie kamen; überall gab es dazumal Gelegenheit zum Hanthieren. So bot die Infantin in Brüssel dem Mansfeld 200,000 Kronen für den Eintritt in spanische Dienste, die Holländer wollten ihm 600,000 Gulden für den Entsatz Bergen op Zooms gegen eben diese Spanier geben; der Herzog von Nevers suchte ihn dann wieder in königliche Dienste zu bringen, während auch die Hugenotten sich um die Söldner bemühten. Daneben steckte sein College Christian zwanzig Dörfer auf einmal in der Nähe von Pont-à-Mousson in Brand, um seine Gegenwart mit Nachdruck zu beurkunden. Wie kann man bei solcher gemeinen Feil-

heit noch behaupten, diese Häuptlinge hätten in Deutschland das Schwert zum Wohl und zur Rettung des bedrohten Glaubens ergriffen! Wahrlich, es sind sonderbare Helden, die hier für den Glauben geblutet haben!

Die Holländer errangen den Ruhm, diese Söldner für sich zu gewinnen und wieder auf den deutschen Boden zurück zu werfen; denn das deutsche Reich durfte nicht zur Ruhe kommen, sonst erstarkte die kaiserliche Gewalt und die Holländer geriethen alsdann in Gefahr, von den Spaniern im Bunde mit Oesterreich gedrängt zu werden. Das Feuer mußte hell brennen und leuchten bis in die Kaiserburg nach Wien.

Ostfriesland war der Punkt, von wo aus Mansfeld und Christian ihr Unternehmen gegen Kaiser und Reich von Neuem in's Werk setzen sollten. Sie occupirten auch bald diese Provinz, die seither in Frieden empor geblüht, und Mord und Brand kennzeichneten den Weg der protestantischen Glaubensstreiter. Sofort erhob sich Tilly in feuriger Energie und forderte von Kaiser und Reich Vernichtung der Ruhestörer. Die Liga zögerte nicht und gab ihrem Feldherrn Geld und Vollmacht mit auf den Weg zu der Armee in der Wetterau. Dieß geschah im März 1623.

Christian von Braunschweig wollte sich bei dem neuen Raubzuge dem Mansfeld nicht unterordnen, und warb deßhalb auf eigne Faust, aber doch auch mit holländischem Gelde, ein Heer in seinen Erbstaaten. Mit diesem besetzte er die Stadt Rinteln und andere Punkte an der Weser. Immer mehr schwoll sein Heer an durch Abenteurer jeder Art, die Lande zitterten vor

den Drohungen des neuen Alarich; es war hohe Zeit, daß Tilly kam. Sein Heer hielt die Winterquartiere in der Wetterau, bis neue Verheerungen Christians auf dem Eichsfelde den schnellsten Aufbruch geboten. Tilly mußte durch Hessen-Kassel seinen Weg nehmen. Diesem Beginnen stellte sich jedoch der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel in den Weg, ein Mann, überall zu finden, wo die Parole gegen Kaiser und Reich hieß, indem er für sein Land Neutralität forderte und deßhalb Tilly nicht durchziehen lassen wollte. Aber Tilly erwiederte kurz: Hier sei nicht von Neutralität die Rede, sondern von Gehorsam gegen Kaiser und Reich. Und als der Landgraf noch zögerte, betrat Tilly rasch und entschieden das hessische Land. Da verbot jener seinen Beamten, für den Unterhalt des Tilly'schen Heeres irgend etwas zu bewilligen. So geschah es denn, was vorauszusehen war, daß die Soldaten oft sich nahmen, was sie brauchten und was ihnen in guter Absicht von den Bewohnern nicht gegeben wurde. Doch war Tilly überall gegenwärtig und suchte Unordnungen zu steuern, die durch solche Aufreizungen der Obrigkeiten unvermeidlich sein mußten. Wie hätte sich hier wohl ein Mansfeld oder der Braunschweiger benommen, wenn ihnen Quartier und Unterhalt in einem Lande verweigert worden wäre? Hätten sie ebenso wie Tilly dem Unmuth der Soldaten die Zügel angelegt und das Aergste verhindert? Die brennenden Dörfer in Freundesland belehren uns eines Andern. — Tilly aber ließ nicht ab von seiner Regel, er schickte immer seine Quartier-Commissarien voran und wünschte in Ruhe von den Städten zu erlangen,

was ihm nicht verweigert werden konnte, Brod und Obdach für seine Armee. Diese bezog doch noch monatlich 250,000 Thaler als Sold von der Liga, während der Braunschweiger für volle drei Monate nur 100,000 Thaler bekam, die für den Unterhalt des Heeres zum allerwenigsten verwendet wurden. Sie verschwanden unter den gierigen Fingern der Obersten und Hauptleute.

Ehe Tilly gegen Christian zum ernsten Schlagen schritt, bat der Greis den Jüngling nochmals inständig, er möge den Jammer und das Leid bedenken, das durch seine Hartnäckigkeit über das deutsche Land komme, möge abstehen von seinem Beginnen und die dargebotene Gnade des Kaisers annehmen. Als Antwort darauf loderten fünfzig Dörfer auf dem Eichsfelde durch die braunschweigischen Brandmeister auf. Ja, in einem Kloster wurden die Mönche ohne Gnade und Erbarmen von diesen Scheusalen mit verbrannt. — Wir wiederholen unseren Lesern, ob solche Thaten in einem poetischen Gemüth, das der platonischen Liebe huldigt, Platz greifen können? Es ist das Siegel der tiefsten Verworfenheit, das die Natur diesem Unmenschen aufgedrückt hat. Mansfeld mordet und brennt, weil er es seinen Soldaten nicht verbieten mag; der Braunschweiger sengt und schlachtet, weil ihm solche Gräuel zur Augenweide dienen.

Gerade damals ließ Christian ausrufen, es sei dieser Kampf lediglich ein Streit für die Erhaltung der protestantischen Religion gegen die Uebermacht des Katholicismus. Auf diese Weise sollte der niedersächsische

Kreis für des Braunschweigers Plane gewonnen werden. Und wenn es ein solcher war (obwohl es in Wahrheit nur die persönlichen Ausschweifungsgelüste eines wilden Jünglings waren), warum nahm denn Tilly, dieser ächtgläubige Katholik, in seine Reihen ebensowohl Katholiken wie Protestanten auf? Ihm war dieser Krieg nur eine Auflehnung beutelustiger Abenteurer gegen die bestehende Ordnung, gegen Kaiser und Reich, nichts anderes. Deßhalb konnte sein Heer ohne Gefährdung des Zieles sogar der Mehrzahl nach aus Protestanten bestehen, die er in einem wirklichen Religionskriege wohl aus seinen Reihen verbannt hätte.

Man sagt freilich, auch Tilly's Soldaten hätten Dörfer angezündet und Grausamkeiten verübt; das läßt sich nicht immer läugnen. Aber wir finden gerade hier wieder, daß dieß gegen den Willen des Feldherrn geschieht, daß derselbe solches Treiben mit tiefem Schmerze beklagt und durchweg die Urheber zur strengsten Rechenschaft zieht. So geschah es damals im Amte Radolfshausen.

Den 21. Juli bricht Christian mit 21,000 Mann aus seinen Quartieren auf, überschreitet bei Hameln die Weser und geht nordwärts, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Tilly, der eben diese Vereinigung verhindern will und die Tactik aus dem vorigen Feldzuge beibehält, seine Gegner einzeln zu vernichten, — Tilly setzt am 30. Juli bei Hörter über jenen Strom und eilt dem Söldner nach. Bereits den 5. August wechselt er mit seinem Feinde die ersten Kugeln, den 6. entbrennt die Schlacht von Stadtlohe. In zwei Stunden waren

die Rebellen vernichtet, 4000 lagen todt hingestreckt auf dem Schlachtfelde, 7000 waren gefangen. Nur einige Trümmer entkamen. Christian selbst floh über die holländische Grenze, gefolgt von wenigen Reitern. Wiederum hatte er erfahren, daß sein Beginnen ein frevelhaftes, dem der gerechte Sieg immer fehlt. Tilly folgte ihm nach bis zur Grenze, und hätte auch diese gern überschritten, um den Herd aller seitherigen Umtriebe, die Herren im Haag, zu züchtigen. Diese hatten den Krieg bisher genährt und unterhalten, hatten den Söldnerführern Geld gegeben und die Mannschaften für sie geworben; sie zumeist waren der Hort jeder Unordnung im deutschen Reiche. Schon ehe Tilly gegen Christian auszog, hatte er auf diese Herren im Haag hingewiesen, die man vor allen Dingen züchtigen müsse. Und jetzt wiederum ruft er seinem Kriegsherrn zu, die Gelegenheit ja nicht zu versäumen, die sich nach Niederwerfung der Braunschweigischen Soldhaufen so geeignet darbiete, um in Holland einzubrechen und die Ursache aller Gräuel zu demüthigen. Aber man schlug es dem rüstigen Kämpen auch dießmal ab; und der folgsame Held (hätte Wallenstein wohl so gefolgt?) wendet sein Roß an der Grenze, nicht ohne Unwillen, und marschirt wieder rückwärts. Ein Einbruch in Holland mit einem Heere, wie es Tilly nach dem Siege von Stadtlohe unter seinem Commando hatte, kriegsgeübt und siegesgewohnt, würde leicht zum zweiten Male den dreißigjährigen Krieg verhindert haben. Es sollte nicht sein.

Glänzend tritt der Charakter unseres Helden in dem Siegesbericht hervor, den er an den Kaiser und

den Kurfürsten von Bayern über die Schlacht von Stadtlohe absendet. Er hebt darin die Offiziere heraus, die sich ausgezeichnet hatten, schlägt Beförderungen unter denselben vor und wünscht Belohnungen für seine Veteranen. Von sich dagegen redet er kein Wort. Gott und nächst ihm der Geist der Verwirrung hat die Aufständischen vernichtet. Zuletzt schildert er den Schmerz, daß ihm inmitten seines Siegeslaufs die Hand gebunden werde, weil ja doch den Herren im Haag nicht zu trauen sei, daß sie einen neuen Krieg erzeugten. Er bittet endlich, ihn seines schwierigen Amtes zu entheben, damit er seine Tage in Ruhe beschließen könne. —

Wie konnte Tilly glauben, daß man dieser Bitte so bald willfahren werde? An ihm hing ja Alles, das Schicksal der Liga und des Kaisers, das Schicksal des gesammten deutschen Reiches. — Er rückt vor gegen Ostfriesland, wo noch Mansfeld lag, um auch diesen letzten Stein der Unordnung aus dem Wege zu räumen. Doch starke Regengüsse setzten das Land unter Wasser und sperrten lange Zeit beide Heere in Unthätigkeit von einander ab. Die Wege wurden aufgeweicht und der einzige Paß, der in das Innere des Landes führte, durch die Mansfeldischen Haufen stark gedeckt. Ungeheure Verluste hätte das Vordringen des Tilly'schen Heeres nach sich gezogen, und dann war es doch noch immer zweifelhaft, ob Mansfeld nicht zu Schiffe nach dem benachbarten Holland entwischen würde, um gelegentlich wieder von Neuem gegen das deutsche Reich vorzubrechen. So wandte sich Tilly nach Hessen-Kassel

in die Winterquartiere. Mansfelds Haufen starben bald in rascher Folge durch die Pest und das Schwert der wüthenden Bauern; nur ein kleiner Rest ging mit dem Anführer zurück nach Holland.

So hatte Tilly wiederum das deutsche Reich von seinen Blutsaugern befreit; — ein Hinderniß für die Fortdauer des Friedens war innerhalb des Reiches Grenzen nicht vorhanden. Und doch sollte der Kampf noch volle 25 Jahre währen, und Tilly trotz seiner 65 Jahre noch sieben Jahre das Schwert nicht aus der Hand legen. Eine unheilvolle Periode, wo das Ausland unser schönes Reich mit Gewalt an den Rand des Verderbens schleuderte! — Tilly's Worte seit dem Treffen von Stadtlohe sprachen immer von Friede, aber von einem Frieden, der nur zu erreichen sei durch engen Anschluß der Fürsten an ihren Kaiser und Herrn. Die Fürsten sollen sich vereinigen, ruft er aus, eng zusammenstehen, um die Holländer zu Paaren zu treiben, wenn sie es nochmals wagen, in Deutschland den Krieg zu erregen. Geschieht das nicht, dann ist des Krieges kein Ende und die Verwirrung dauernd. — Klarer konnte kein Mann reden, wie hier der alte Krieger. Daß seine Worte spurlos in den Wind verflogen, daran trug er am wenigsten die Schuld, denn sein Schwert war immer geschliffen für die Feinde.

Hatten nach der Niederwerfung des böhmischen Aufruhrs (1620) die fremden Mächte es sich angelegen sein lassen, den Frieden in Deutschland zu verhindern, hatten sie nach der Schlacht von Höchst (1622) den flüchtigen Söldnerhäuptlingen die Mittel und Wege an

die Hand gegeben, ihr ruchloses Handwerk zum zweiten Male in Deutschland aufzunehmen, so sorgten sie auch jetzt nach der Schlacht von Stadtlohe, daß der Friede nur ein vorübergehender war.

Neben den Holländern drängt sich jetzt auch die Politik Richelieu's in den Vordergrund, das österreichische Kaiserhaus nicht zu Athem kommen zu lassen, die österreichische Suprematie in Europa zu brechen um jeden Preis. — Die Engländer konnten immer noch nicht vergessen, daß eine englische Prinzessin einst Königin von Böhmen gewesen, und die Holländer mußten den Krieg zum dritten Male erzeugen, um nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden ob des Verrathes an der deutschen Nation. Mansfeld ging nach England, Christian folgte nach. 12,000 Engländer wurden gepreßt (Oct. 1624), um unter Mansfeld von Neuem die Kriegsfackel nach Deutschland zu tragen. Sie landeten in Holland und verbanden sich mit den 7000 Deutschen, die mit holländischem Golde bereits geworben waren. — Zur selben Zeit brachte Christian von Braunschweig von Calais 3000 französische Reiter zu Schiffe nach Holland und vereinigte sich mit Mansfeld. So hatten diese drei Nationen ihr Contingent geliefert, den Kampf in Deutschland von Neuem zu beginnen. Sogar Gustav Adolph von Schweden bemühte sich bei den Holländern und dann in England, seinen kriegerischen Ehrgeiz in Deutschland erproben zu dürfen. Er will von Polen nach Schlesien durchbrechen und zu seinen 15,000 Schweden noch 16 Regimenter Deutsche, 4 Regimenter Franzosen und 4 Regimenter Engländer werben. In seiner Burg zu Wien

will er dem Kaiser den Frieden dictiren. England soll ihn dann zur See gegen die Dänen schützen. Seine Zeit war jedoch noch nicht gekommen.

Dänemark sollte zunächst zu einem Schlage gegen Deutschland gewonnen werden. Englische und französische Gesandte gingen zu diesem Zwecke in Kopenhagen ab und zu, und den anfangs widerstrebenden König gewann die Ueberzeugung, daß ihm sonst Gustav Adolph, sein Nebenbuhler im Norden Europa's, vorgezogen würde. Wir haben hier nicht in das Labyrinth der damaligen Politik einzudringen, sondern dem Charakter unseres Feldherrn die nöthige Rechnung zu tragen. Es genüge, daß wir bemerken, König Christian IV. von Dänemark habe die Führung des neuen Feldzuges im Auftrage der westlichen Coalition gegen Kaiser und Reich übernommen.

Tilly ahnte, was vorging. „Ich sehe," schreibt er Ende Februar 1625, „einen grimmigeren, blutigeren Krieg voraus, als jemals seit der böhmischen Rebellion. Ich setze aber mein Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit." Es sind dieß bedeutungsvolle Worte, — sie sollten in Erfüllung gehen, noch schlimmer als der greise Feldherr sie sich gedacht. — Er zog bald seine Macht weiter nordwärts aus den hessischen Winterquartieren, um sowohl gegen das Vorbrechen der Söldnerschaaren unter Mansfeld und Christian aus Holland gedeckt zu sein, als auch von dem Dänenkönige nicht überrascht zu werden. Dieser stand nicht allein mit dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel in enger Verbindung, sondern suchte auch die Fürsten des Nie-

dersächsischen Kreises für seine Plane fügbar zu machen und so eine geeignete Operationsbasis in Deutschland zu gewinnen. Am 25. März 1625 wurde der Dänenkönig zu Lauenburg von Braunschweig, Mecklenburg, Hessen-Kassel und den nordischen Bisthümern zum Kriegsobersten gewählt; — die Würfel waren gefallen! Sofort wurden neue Truppen geworben in Niedersachsen, und der Dänenkönig versprach 30,000 Mann zu stellen. Gegen wen?

Tilly, der sich nie gerne zuvorkommen läßt, bittet und beschwört die Fürsten von Niedersachsen, zu bedenken, welch' neues Unheil ein Krieg über Deutschland bringe; man hört nicht auf ihn, rüstet aber weiter. Da rückt der thatkräftige Feldherr mit einem Schlage vor, überschreitet die Weser und sichert sich die Verbindung mit dem Norden. Er steht auf dem Boden des Kreises von Niedersachsen. Es ist der Beginn des dänischen Krieges am 18. Juli 1625.

Um sich die niederdeutschen Völker desto inniger zu verbinden, läßt der ländergierige Dänenkönig den Religionskrieg predigen. „Die ganze evangelische Religion ist bedroht," ruft er aus, „vieler Menschen Gewissen sind in Gefahr!" Wer bedrohte sie? wer strebte der Menschen Gewissen zu beeinträchtigen? — Niemand wollte etwas, außer der Dänenkönig, und was der wollte, bezog sich am wenigsten auf die Religion, wohl aber auf einige schöne Bisthümer in Norddeutschland. Wie oft mußte nicht die Religion in diesem schauervollen Kriege herhalten, um die gemeinsten Absichten zu verdecken! wie wurde mit den Gewissen der Leicht-

gläubigen und Bethörten gespielt? Alle nach der Reihe, die calvinischen Holländer, die Hochkirchlichen in England, die Lutherischen in Dänemark und Schweden und selbst die katholischen Franzosen springen herbei, und wollen den unterdrückten protestantischen Glauben gegen das katholische Allmachtsgelüste des deutschen Kaisers wahren und hegen. — Alle umhängen sich mit dem Deckmantel der christlichen Liebe und Duldung; nur schade, daß der leichte Mantel den scharfen Dolch nicht verdeckt, mit dem sie einem Unschuldigen den Hals durchbohren wollen, um seine Baarschaft zu rauben und unter sich zu vertheilen.

Die Lage Tilly's wurde durch solche Aufhetzereien des Dänen eine desto schlimmere, weil das Volk ihnen leicht Glauben schenkte. Und das war bald geschehen. Man ermüdete eben nicht, den Religionskrieg zu lehren und zu predigen, bis das Volk endlich selbst sich gestand: Ja, es ist so, es muß so sein. — Man nannte Tilly's Soldaten papistische Bluthunde, floh vor ihnen in die Wälder, um sie nicht mit Brod und Unterhalt versehen zu müssen, und mordete die Einzelnen, die sich von dem Heere in die Dörfer und Höfe entfernten. In Elze ward eine ganze Compagnie von einem Bauernhaufen überfallen und unter scheußlichen Mißhandlungen ermordet. Konnte man es da wohl den Soldaten Tilly's noch verargen, wenn sie Vergeltung übten? Nicht allein weigert man ihnen Obdach und Nahrung, man mordet sie auch meuchlings. Und hierbei läßt sich in der That nicht läugnen, daß auch die Soldaten Tilly's bisweilen Grausamkeiten verübten, die oft an

die Soldvölker eines Mansfeld oder Christian von Braunschweig streiften. Gewiß nicht; aber sie waren dazu genöthigt, mit Gewalt gebracht worden, wollten sie ihr Leben irgendwie sicher stellen gegen die heimlichen Mordwaffen der aufgehetzten Bauern.

Doch Tilly, der Feldherr, hat nichts mit diesem Treiben der Einzelnen gemein. Er kann Vieles freilich nicht verhindern, weil er eben nicht überall zugegen ist. Wo er aber in der Nähe war (wie zu Oldendorf, dessen Bewohner sich offen zur Wehr setzten und die Soldaten, dadurch gereizt, das Städtchen plünderten und anzündeten), da schaffte er Abhülfe, strafte den frevelhaften Unmuth der Soldaten und traf persönlich Anordnungen zum Löschen. Es ist bestimmt darauf hinzuweisen, daß wo Tilly selbst zugegen war, keine Grausamkeiten verübt wurden; daß in den anderen Standquartieren bei seinen Unterbefehlshabern nicht immer auf gleiche Weise eingeschritten ward, fällt deßhalb dem Feldherrn noch lange nicht zur Last; oft waren die Dörfer bereits von den Soldaten in Asche gelegt, wenn er die erste Nachricht bekam. Und dann beklagte Tilly immer solche Unbilden tief und rächte sie hart an den Urhebern. — Dagegen hatten seine Gegner, ein Mansfeld und vollends der Braunschweiger, ihre Freude an solch' aufflammenden Feuerwerken, und es ist kein Beispiel bekannt, daß von diesen Häuptlingen irgendwie gegen das Treiben der Soldateska bei solcher Gelegenheit eingeschritten ward, oder gar, daß die Schuldigen von ihnen zur ernsten Rechenschaft gezogen wurden.

Tilly ergriff bald die Offensive und drängte den

Dänenkönig im September und October 1625 gegen Norden. Dieser hatte in die Stadt Hannover eine Besatzung von zwei Compagnien gegen der Bürger Willen gelegt, und war Tilly bei der Besetzung derselben zuvorgekommen. Tilly hätte nun energisch vorgehen, der Stadt Schaden thun, sie mit leichter Mühe erobern können; statt dessen richtet er freundliche Worte an sie, die Besatzung wieder zu entfernen und mahnt an den Gehorsam gegen den Kaiser und das Reich.

Während dessen nahten auch aus den Niederlanden die Söldnerhäuptlinge Mansfeld und Christian mit ihren Haufen, um sich mit dem Heere des Dänenkönigs zu vereinigen. Es war ein würdiges Kleeblatt, das sich hier zusammenfand. Tilly aber war gegen solch dreifache Uebermacht nicht gewachsen, er bat in Wien um ordentliche Unterstützung durch kaiserliches Volk, die jetzt auch nicht mehr ausblieb. Es waren die Regimenter Wallensteins, die zur Unterstützung heranzogen.

Es mochte nicht leicht zwei Heerführer geben, die nebeneinander zu agiren bestimmt, doch so vollständig von einander verschieden waren. Ein Gleiches gilt folgerichtig von den ihnen unterstehenden Truppentheilen. Denn der Feldherr war in den damaligen Kämpfen Alles, um ihn drehte sich willenlos die ganze Maschine, und nach seinem Gebahren richteten sich Offiziere und Soldaten. — Tilly's Soldaten bezogen ihren regelmäßigen Sold, der zur Hälfte aus der Kasse der Liga bestritten ward, zur Hälfte von den occupirten Landen. Dadurch erhielt sich Tilly seither seine alten Krieger treu bei der Fahne, während die zusammen-

getrommelten Haufen seiner Gegner, eines Mansfeld und Christian, nach dem ersten Anlaufe wieder auseinander fuhren, um sonstwo ihr Heil weiter zu versuchen. Diesen ähnlich waren die Regimenter Wallensteins insofern, als sie vom Kaiser eben auch keinen Sold erhielten, weil der Kaiser kein Geld hatte. Sie waren einzig angewiesen auf die Contributionen der besetzten Länder. Und hier mußten sie doppelt drückend erscheinen, weil sie der doppelten Contributionen gegen die Tilly'schen Soldaten bedurften. Aber die Erhebung dieser Gelder war unter Wallenstein noch weit gewaltsamer, die Löhnung der Soldaten viel bedeutender und die Gagen der Offiziere und Generale über alle Gebühr größer, als unter Tilly. So kam es, daß ein Wallenstein'sches Heer von gleicher Stärke dreifach wuchtiger auf den Provinzen lasten mußte, als die Tilly'schen Corps.

Auch die Persönlichkeiten der beiden Feldherrn waren sehr verschieden. Tilly, der seither allein den Krieg gegen die Böhmen und die Raubvölker unter Mansfeld, dem Braunschweiger und Baden-Durlacher geführt, der alle seine Gegner wiederholt aus dem Felde geschlagen und die Ordnung im deutschen Reiche wieder hergestellt; Tilly blieb in allen seinen Erfolgen bescheiden, ruhig und gemessen, wie er immer gewesen. Wallenstein, kaum an die Spitze der kaiserlichen Armee gestellt, ward stolz, hochfahrend, eitel, herrisch gegen die Fürsten des Reiches, und tyrannisch gegen seine Soldaten. Tilly schrieb auch als Graf seinen Namen deutlich und bestimmt, Wallenstein kritzelte als Herzog

einige verschwommene Striche, während er früher sehr leserlich geschrieben. Tilly's Hofstaat zählte im Ganzen 278 Pferde, Wallenstein führte dagegen 800 und später gar 1100 Pferde mit sich. Bescheiden war das Hauswesen Tilly's eingerichtet, pomphaft der Aufzug Wallensteins. Tilly bezahlte nicht bloß, was er persönlich verzehrte, sondern auch seine Commissionen und Gesandtschaften wurden von ihm vergütet. Seine Lebensweise war so mäßig und einfach, wie nur möglich. Sein Bett bestand aus einer Matratze auf zwei Brettern. Er speist allein, nimmt keinen Theil an Festmahlen, die ihm zu Ehren gegeben werden, nicht weil es ihm nicht genug, sondern weil es ihm zu viel ist. Für ihn reichen Fische aus mit etwas Gemüse und Bier. Tilly ging nicht so weit, wie man wohl von ihm gesagt hat, dem Weine ganz zu entsagen. Aber er weiß auch diesen Genuß in das richtige Maß einzuschränken. Doch macht er hierbei einen Unterschied zwischen seinem eigenen Bedürfniß und den Erfordernissen, die bei Bewirthung seiner Gäste vonnöthen sind. Während er selbst streng seine Fasten einhält, läßt er seinen Gästen auftragen, was des Guten bei ihm zu haben. Freundlichkeit und Zuvorkommenheit bei dem Empfang fremder Gesandten und Deputationen loben auch seine Feinde ihm nach. Gelassen und zutraulich erörtert er das Verlangen und begleitet selbst den geringsten Abgesandten zu seinem Wagen.

Und diesen Mann, der, bekleidet mit kaiserlicher Machtvollkommenheit in den deutschen Landen, allezeit der bescheidene Feldherr blieb, dem auch seine Gegner

Artigkeit und Höflichkeit nachrühmen, der in keines Menschen Rechte mit Willkür eingreift, der bezahlt, was er braucht; — diesen Mann hat man noch unter einen Mansfeld, unter einen Braunschweiger stellen können, deren ganzes Leben ein fortgesetzter Raub und Mord ist, die nehmen, wo sie etwas kriegen können und mißhandeln, wer sich ihrem Treiben entgegen stellt. Wie hat eine solche Verwirrung in der Geschichte nur Platz greifen können?

Die nächste Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege war in ihrem confessionellen Urtheil so befangen und einseitig, daß man ausrufen konnte: Mansfeld und Christian wären der Hort des protestantischen Glaubens gewesen gegen die Unterdrückung des Katholicismus, ihnen gebühre also die Achtung, die Verehrung Aller, die es gut mit der protestantischen Religion meinten. — Sie waren allerdings Glaubenshelden, diese Söldner, aber ihr Glaube, für den sie ritterlich fochten, war der: daß, je größer die Unordnung im deutschen Reiche, desto mehr Aussicht für einen beutelustigen Abenteurer vorhanden sei. Wie konnte man solche Leute mit einem frommen, gottergebenen Helden wie Tilly nur zusammen zu stellen wagen?

Anders als Tilly war Wallenstein. Die Einfachheit Jenes kehrte er um in ein pomphaftes Auftreten, seine Leutseligkeit in den Nimbus des unnahbaren Geheimnisses. Tiefe Stille herrscht um das Haus, welches er bewohnt. Wehe selbst dem Offizier, der mit klirrenden Sporen ihm zu nahen wagt! Audienz bei ihm zu erlangen ist schwer, selbst für die Gesandten

der Städte, welche er belagert. Wohin er dagegen mit seinem Hofstaate (von 800 Personen) kommt, da ist es, als sei eine kleine Armee angelangt. Alles ist genau vorgeschrieben, was täglich geliefert werden muß, von den Ochsen und Hämmeln bis zum Zimmet und Koriander. — Tilly forderte wenig und bezahlte das Wenige mit baarer Münze; Wallenstein brauchte das Zwölffache, ohne je einen Groschen dafür herzugeben. Er war in dieser Hinsicht ein getreuer Nachfolger Mansfelds, wenn auch die Zucht in seinem Heere eine ganz andere war als dort. Aber die Soldaten lassen sich blenden von der imponirenden Pracht eines Wallenstein, von dem Glanze seines Auftretens und der Wucht, womit sein Fuß auf den eroberten Landen ruht. — Was konnte gegen solche Größe der bescheidene Tilly bieten wollen? War es nicht bequemer, mit jenem Gewaltherrn über die Häupter und Rechte der Menschen wegzusteigen, als mit Tilly für die Häupter und Rechte dieser Menschen gegen Uebergriffe Sorge zu tragen?

Die nächste Frage, die sich an ihr Auftreten knüpft, war nach dem Verhältniß Beider zur obersten Kriegführung, zum eigentlichen Commando. Tilly war Oberfeldherr der Liga (und des Kaisers). Nun kam Wallenstein als besonderer Oberfeldherr des Kaisers hinzu. Wer hatte nun bei gemeinsamen Operationen dem Andern zu befehlen, wer zu gehorchen? Daß Wallenstein zur zweiten Stelle keine sonderliche Lust fühlte, lag klar vor Jedermanns Augen, der diesen Charakter kannte. Tilly, der seit Beginn des Krieges immer sein Privatinteresse dem allgemeinen Wohle des Reiches

unterordnete, sagte: er sei nicht Willens, Schwierigkeiten gegen Wallensteins Vorrang zu erheben. Er will vor allen Dingen den Feind aus dem Felde geschlagen wissen und das deutsche Reich wieder in Frieden sehen, das ist sein Vorsatz und sein Entschluß. Wenn dabei seine Feldherrnschaft in zweiter Reihe erscheinen soll, die bisher allein die oberste Stelle versehen, so erhebt er keine Einsprache, denn, sagt er, dem allgemeinen Wohle müssen die Privatinteressen weichen. — Einfacher und edler kann ein Held nicht sprechen, auf dem seit sieben Jahren das Wohl Deutschlands geruht hatte. Was er von seinen Soldaten verlangt, beweist der Feldherr hier selbst im Großen: er will gehorchen, weil dieß die erste Pflicht des Kriegers.

Währenddeß hatte der Dänenkönig seine Rüstungen vollendet. Er bezog dazu von Holland 500,000 Gulden monatlich und von England 300,000 auf den Monat. Auch Frankreich gibt seine Subsidien. Wir sehen, um ihren Zweck durchzuführen, Unordnung in Deutschland zu säen und Oesterreich von seiner Machthöhe herabzustürzen, bietet halb Europa sein Geld und seine Mannschaft auf. „Die Religion ist in Gefahr!“ riefen die Politiker und die calvinistischen Prediger. Dagegen fordert Tilly jeden Pfarrer oder Prediger in dem niedersächsischen Kreise auf, hervorzutreten und zu sagen, ob er, Tilly, je einen derselben vertrieben oder in der Verwaltung seiner Aemter und Kirchendienste gehemmt habe. Er habe Jedermanns Klage und Beschwerde angehört und immerdar Schutz und Schirm geleistet, und dafür seien ihm die Lande zu Dank verpflichtet.

So durfte Tilly sprechen, denn er sprach die Wahrheit. Wir haben oben bereits während seines Aufenthaltes in der Unterpfalz erwähnt, wie er Achtung vor jedem religiösen Bekenntnisse in seiner Brust hegte, wie er diese Achtung seinen Soldaten auf's Strengste empfahl. In dieser Beziehung ist er die edelste Erscheinung im ganzen dreißigjährigen Kriege. Das Ziel eines Mansfeld und Christian von Braunschweig war Mord und Raub; Wallenstein und Gustav Adolph drückten, jener alle Religionen ohne Unterschied, dieser die Katholiken auf ganz grausame Weise. Die Franzosen später waren würdige Genossen ihrer Bundesfreunde, der Schweden. — Unter allen diesen ragt Tilly hervor durch Duldsamkeit und Milde. Er schützt nicht allein den Katholicismus, weil es die Religion seines Herzens ist, er bewirkt auch den Andersgläubigen die freie Ausübung ihres Bekenntnisses und sorgt für ihren Schutz. Und weil seine Gegner beständig die deutsche Libertät als Ziel ihrer Unternehmungen auf der Zunge hatten, erhebt sich Tilly gegen sie in offnem Tone und sagt: „Das Wort der deutschen Libertät bedeutet die Begierde nach unumschränkter Herrschaft, die nicht gehemmt werden soll durch die Furcht vor Kaiser und Reichsgericht. Man will über Leib, Hab und Gut vollkommen dominiren, den Schwächeren unter die Füße treten, Land und Leute, Stifter und Genossenschaften an sich reißen, Adel und Städte um ihre Gerechtigkeit und ihre Privilegien bringen, dazu den Bedrängten allen Zugang zum Rechte abstricken, keine Justiz, kein Gesetz, keinen Richter, keine höhere Obrigkeit über sich dulden, in

Summa das Joch der Dienstbarkeit den Ständen, Communen und Privatpersonen über den Hals werfen, das ist deutsche Libertät; diejenige Libertät, die man den Deutschen bringen will, mit Hülfe der Holländer, Engländer, Franzosen und wessen immer sonst. Und dieses Bestreben umhüllt man mit dem Namen der Religion." So redete Tilly im Jahre 1626. Treffender und wahrer konnte Niemand das Treiben der damaligen Zeit bezeichnen.

Auch das Jahr 1626 brach, wie so manches seither, für Tilly unter ungünstigen Vorzeichen an. Wallenstein hatte sich von ihm getrennt und in den Gegenden von Magdeburg und Halberstadt die Quartiere bezogen, wenn allenfalls Mansfeld von der Trave aus, wie er vorhatte, nach Schlesien durchbrechen sollte, um den Krieg in die kaiserlichen Erblande selbst zu tragen.

So blieb Tilly auf seine eigene Heereskraft, wie es bisher immer gewesen, einzig beschränkt. Dazu kam, daß die Liga gerade damals nicht immer regelmäßig in der Lieferung der Soldbeiträge für die Tilly'schen Soldaten war, während dagegen in dem Wallenstein'schen Lager die Soldaten sich ihre Löhnung selbst von den occupirten Landen zu verschaffen wußten. Offiziere und Soldaten stellten bald Vergleichungen an zwischen der Freiheit, um nicht zu sagen, Zügellosigkeit im friedländischen Lager und der festen Ordnung und Disciplin unter der Tilly'schen Fahne. Wallenstein hatte gute Quartiere, Tilly seit Jahren ausgesogene Länder inne, die durch die Mißernte des Jahres 1625 noch ganz verarmt waren. Der Zustand des Heeres

leidet bald fürchterlich, die Regimenter schmelzen zusammen durch Krankheit und Entbehrung. Tilly vermag Ende Januar 1626 nicht 6000 Mann kampfgerüstet in's Feld zu stellen.

Die Feinde, die ihn rings umgeben, haben Geld aus Holland und England im Ueberfluß, deßhalb bleiben auch die Rekruten bei ihnen nicht aus, und das Heer des Dänenkönigs schwillt an auf 30,000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter, der Mansfeld'schen Völker (gegen 12,000 Mann) nicht zu gedenken. Zum ersten Male schien Tilly unterliegen zu sollen. Er fühlte die ganze Schwierigkeit seiner Lage. — Wallenstein dagegen hatte seine Regimenter vollzählig und in trefflichem Zustande. Tilly wendet sich an ihn um Unterstützung, in Betracht der ringsum drohend aufsteigenden Gefahren, Wallenstein schlägt es rund ab. So blieb dem greisen Feldherrn nichts übrig, als wie bisher seiner eigenen Thatkraft zu vertrauen, das Heer in sich zu kräftigen und die auf allen Seiten gelagerten Feinde in muthigen Ausfällen zu schlagen; denn auch in seinem Rücken erhob sich der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, ein Fürst, der jederzeit das Evangelium im Munde führte, aber auch jederzeit den Feinden von Kaiser und Reich, besonders den Franzosen, das bereitwilligste Ohr lieh zum Umsturz der bestehenden Ordnung in Deutschland.

Christian von Braunschweig hatte wieder 8000 Mann zu Fuß und 2500 zu Pferd zusammengebracht, sich mit dem Dänenkönige vereint und besonders Nordheim, Göttingen und Minden mit starken Besatzungen

versehen. — Diese Städte wollte Tilly nun zuerst wegnehmen und rückte deßhalb gegen Münden vor, das 800 Braunschweiger zur Besatzung hatte. Er schickte Abgeordnete in die Stadt und ließ ihr Pardon anbieten, wenn sie fortan dem Kaiser die Treue halten wolle. Diese Abgeordneten wurden mißhandelt und — ermordet. Da rückte der Feldherr mit acht Regimentern gegen die Stadt heran.

Den 6. Juni schickt Tilly wiederum einen Trompeter, er wird höhnisch abgewiesen. Darauf eröffnet der Feldherr das Feuer aus seinem schweren Geschütz, und beordert nach zwei Tagen abermals einen Trompeter nach der Stadt mit der Aufforderung zur Uebergabe. Er mußte unter Schmähreden wieder in's Lager zurückreiten. Ein zweites Feuer wird aus zwölf großen Kanonen auf die Stadt eröffnet und bald ein Mauerbruch frei zum Sturme gelegt. Niemand erschien, der wegen der Uebergabe mit Tilly verhandeln wollte. Da dringen am 8. Juni Abends zwei Regimenter in die Stadt, die Dänen leisten tapferen Widerstand, bis sie alle gefallen sind. Doch auch die Bürger haben thätig zum Widerstande der Stadt geholfen, und gerade bei dem Eindringen der Kaiserlichen brannte ein bürgerlicher Constabler am Brückenthor ein Geschütz ab, geladen mit Radnägeln. Eine große Anzahl Tilly'scher Soldaten wurde dadurch getödtet und verwundet. Der Pulverthurm bei der Aegidienkirche flog in die Luft, von den Besiegten gesprengt. Alles dieß reizte nur die Wuth der kaiserlichen Völker, und 1200 Bürger und Bauern fallen zum Entgelt unter ihrem Schwerte. Die

Uebrigbleibenden verdankten ihr Leben der Fürsprache des Feldherrn.

Wir erwähnen diese Belagerung deßhalb, weil sie zum Nachtheile Tilly's vielfach ausgebeutet wurde. Er benahm sich, wie jeder ehrliche Soldat sich benommen haben würde. — Er läßt die Stadt dreimal auffordern zur Uebergabe — seine Gesandten werden erschlagen oder verhöhnt. Er muß zur Belagerung schreiten, die Stadt wird erobert, — Plünderung ist Recht des Soldaten in jeder erstürmten Stadt, und kann durch den Feldherrn nicht verhindert werden. Die Bürger fielen, weil sie der Besatzung thätige Hülfe gegen die Belagerer geleistet.

Nachdem Tilly den Landgrafen Moritz von Münden aus durch ein energisches Auftreten zur Ruhe gebracht, wandte er sich gegen Christian von Halberstadt und den Dänenkönig, seine Hauptfeinde. Doch starb der erstere noch im Juni 1626 an den Folgen des wüsten Lebens, das dieser Vorfechter der religiösen Freiheit seit seiner frühesten Jugend geführt. Die deutsche Soldateska war um einen Mordbrenner ärmer geworden.

Nach einer Zusammenkunft Tilly's mit Wallenstein zu Duderstadt, wobei dieser eine Unterstützung von mehreren Regimentern zusagte, wandte sich Tilly gegen Göttingen, das ebenfalls eine dänische Besatzung bei sich aufgenommen hatte. Nach einem Bombardement konnte der Sturm auf die Mauern beginnen. Aber das ist nicht die Art, wie Tilly verfährt. Vor dem Sturme fordert er die Stadt noch einmal zur Uebergabe auf, die Besatzung verlangt den Abzug mit kriegerischen Ehren.

Er wird von Tilly gewährt. — Hätte dieser Feldherr wohl anders vor Münden gehandelt, wenn diese Stadt die Uebergabe eingegangen wäre? Es ist der beste Beweis für die Schuldlosigkeit Tilly's bei jenem Blutbade. Eine mit Sturm eroberte Stadt liegt in den Händen der stürmenden Regimenter; eine Stadt, die capitulirt, hat bei Tilly immer die gebührende Schonung gefunden.

Als Tilly die versprochene Verstärkung von dem Wallenstein'schen Heere (zwei Regimenter zu Fuß und vier zu Pferd) erhalten, brach er ernstlich gegen den Dänenkönig auf. Doch der schien wie einst Christian von Braunschweig dem rüstig nachsetzenden Krieger nicht Stand halten zu wollen. Durch brennende Dörfer suchte er sich jede Nacht den Verfolger von seinen Fersen zurückzuhalten. Endlich den 26. August mußte er jedoch die Schlacht annehmen, denn sonst blieb ihm kein Ausweg mehr übrig. Sie fand statt bei dem Schlosse Lutter. Das Treffen war hart und blutig. Schon wanken Tilly's Veteranen vor dem mörderischen Geschützfeuer und Ungestüm der dänischen Söldner, da stellt sich der greise Feldherr selbst an die Spitze der Colonnen und der Sieg ist rasch entschieden. Es war der wichtigste Sieg, den Tilly bisher erfochten. Also spricht sich der Feldherr selbst über diese Schlacht aus.

In diesem Berichte über die Schlacht bei Lutter, den Tilly an den Kaiser abschickte, erblicken wir dieselbe Bescheidenheit, die wir bereits oben ihm nachgerühmt. Er spricht von der Tapferkeit der Soldaten, von dem Muth und der Entschlossenheit der einzelnen Führer, von sich fügt er kein Wort bei. Er hat seine Schul-

digkeit als Oberfeldherr gethan, das ist ihm genug. Nach großen Auszeichnungen durch seinen Kaiser trug der Feldherr nie Verlangen; er wußte, daß der Kaiser sehr wichtige Stücke auf ihn hielt, auch das war ihm genug. Die Dankschreiben des Papstes, der Kurfürsten und der Infantin zu Brüssel nach diesem großen Siege empfing er mit der Ueberzeugung, seine Pflicht gethan zu haben. „Das Wenige, was ich habe thun können für den glücklichen Erfolg dieses Tages, war nur ein Abtrag meiner Pflicht,“ schreibt der Feldherr an die Infantin nach Brüssel. — Diese Bescheidenheit ist nicht genug hervorzuheben bei einem Manne, auf dem bisher alle Hoffnung und Stärke des Kaisers und Reichs ruhten. Um so mehr, als Andere, die kaum die Hälfte gethan, der Belohnungen nicht genug ernten konnten.

Der glorreiche Sieg Tilly's bei Lutter am Barenberge hatte des Dänen Macht vernichtet und die kaiserliche Autorität in Niedersachsen wieder hergestellt. Unter Mord und Brand ziehen die dänischen Söldner weiter gen Norden, Tilly folgt ihnen auf dem Fuße nach, gerufen von der bedrohten Bevölkerung, und rückt im December 1626 in das Herzogthum Lauenburg ein. — Und wie benimmt sich der Feldherr auf diesem Zuge? Die Hülflosen haben ihn gerufen gegen das Wüthen des Dänenkönigs; es ist Tilly's Pflicht, diesem Ruf mit aller Strenge der Disciplin und Ordnung Folge zu leisten. Er darf das Uebel, gegen welches ihn die gedrückten Leute herbei holen, nicht durch das gleiche Uebel vertreiben wollen. Mord und Plünderung sollen entfernt, Ruhe und Ordnung eingeführt werden. Tilly

sichert bei seinem Einzuge deßhalb Personen und Eigenthum in ihren Rechten, benimmt sich mit den Obrigkeiten der Städte und Dörfer wegen der Lieferungen und Quartiere auf würdige und achtungsvolle Weise, hebt überall die Freiheit der Ausübung der Religionsgebräuche hervor und läßt Landleute und Bürger ihren Gewerben in Ruhe nachgehen. Die Geistlichen, Lehrer und Küster bleiben von Einquartierung frei, damit die kirchlichen Handlungen nicht beeinträchtigt, die Schulübungen nicht gestört werden. Gewaltthätigkeiten der Soldaten waren streng verboten und wo sie von ihnen verübt wurden, mit Nachdruck von dem Feldherrn bestraft.

So geschah es eines Tages, daß ein Haufe Reiter in Fallersleben Gewalt übte. Die Einwohner setzen sich gegen die Ungestümen zur Wehr, schlagen die Reiter aus der Stadt und behalten vier von ihnen gefangen zurück. Am andern Tage kommt Tilly hin, erfährt das Vorgefallene und läßt sofort die Vier aufhängen. — So handelte Tilly auch würdig und gemäß den Worten, die er im Januar 1627 geschrieben: „Ich hoffe, man wird nunmehr zum Oefteren durch die That verspürt haben, daß ich es an nothwendiger Kriegsdisciplin und Ordnung nicht ermangeln lasse. Also will ich auch fernerhin verfahren, daß hoffentlich daran nichts fehlen soll, wenn nur auch die Einwohner den Soldaten das Nothwendige liefern wollen."

Der Dänenkönig war durch die Wucht des Tillyschen Schwertes so gebeugt, daß er sich unter Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen bei dem Kaiser um

einen Frieden bemühte. Tilly, dem es ja immer nur um den Frieden im Reiche zu thun ist, befürwortet in herzlicher Weise das Gesuch des Dänenkönigs bei dem Kaiser und bei dem Kurfürsten Maximilian, fügt aber zugleich in ernstem und prophetischem Tone hinzu: „Was hilft es, einen Frieden mit Dänemark zu erreichen? So lange es nicht gelingt, den Holländern ein Gebiß anzulegen, werden wir keinen Frieden haben. Ist der Däne zur Ruhe gebracht, so werden sie den Schweden aufhetzen."

Inmitten dieser Bemühungen um den Frieden ließen die Schutzfreunde des Dänenkönigs nicht ab, das kriegerische Feuer im deutschen Norden wach zu erhalten. Es kamen an 3000 Engländer, 3000 Franzosen und 3000 holländische Söldner. Die Holländer boten dem Dänen bei Fortführung des Krieges für den Monat 150,000 Gulden, Frankreich eine halbe Million Livres, Karl von England versetzte einen Hosenbandorden für 160,000 Thaler. Der holsteinische Adel beschloß auf Betreiben des Dänen, auf jeden Pflug einen Soldaten zu stellen. 70—80,000 Mann sollten aufgestellt und dem Tilly'schen Häuflein der Garaus auf einmal gemacht werden.

Dieser Feldherr ermüdete bei solchen Agitationen nicht, die holsteinischen Stände an Eid und Pflicht gegen den Kaiser zu mahnen, und wiederholte bei ihnen sein altes Wort, ob das deutsche Freiheit sei, was durch Engländer, Franzosen, Schotten, Irländer und alle möglichen Nationen im Dienste des Dänenkönigs errungen werden sollte? — Dabei aber ließ auch der

Dänenkönig nicht ab, den Krieg, den er doch nur zur Zerstückelung des deutschen Reiches im Solde fremder Länder zu seinem Vortheile unternommen, einen heiligen Religionskrieg zu nennen und ließ bei Eröffnung des Feldzuges im Frühjahre 1627 eine Proclamation darüber ausgehen; dabei sorgte er jedoch auch dafür, von Zeit zu Zeit seine Schaaren über die Elbe nach Lüneburg zu schicken, damit sie die Dörfer anzündeten und den Menschen die Viehheerden forttrieben, denen er als Retter erscheinen wollte. Ein eigner Brandmeister ward von ihm für diese Expeditionen bestellt, und in dem einzigen Amte Winsen loderten in wenig Tagen an 25 Dörfer in Flammen auf! Es war eine Erneuerung des Mansfeldischen Systems und der Bekehrungsmittel des Braunschweigers. Bald lagen 300 Dörfer durch die Dänen in Asche.

Wie benahm sich gegen solchen himmelschreienden Vandalismus Tilly und sein Heer?

Statt Gleiches mit Gleichem zu vergelten erließ dieser edle Führer eine Verordnung an seine Soldaten zum Schutze des Eigenthumes der Bürger. Die Geistlichen sollen geschützt, die Religion geachtet werden. Wer zuwiderhandelt, erleidet den Tod durch den Strang. Dann ward das Verpflegungswesen geregelt und die Commissarien angewiesen, nur mit Uebereinstimmung der örtlichen Obrigkeiten zu verfahren. Jede Verletzung an Eigenthum durch die Soldaten soll wieder ersetzt werden. Ferner räumte Tilly den Ortsobrigkeiten ein, was in diesem langen Kriege kein Führer vor noch nach ihm zugestanden: daß dieselben befugt seien, die

Soldaten, welche sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht, zu verhaften und an das Regiment abzuliefern. Ja, es ist der Fall vorgekommen, daß von einer solchen Ortsobrigkeit über einen Tilly'schen Soldaten die Todesstrafe verhängt und auch vollzogen wurde.

Die Hauptsache ist bei Tilly jedoch das Beispiel. Es ist sein Grundsatz, die Bedürfnisse seiner Person immer pünktlich zu bezahlen. Und dadurch schützte seine Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit die Länder auch gegen die Erpressungen und Ansprüche seiner Offiziere. Wie ganz anders war dieß z. B. bei Wallenstein! Dieser ging seinem Heere und seinen Offizieren mit dem Beispiel der ärgsten Erpressung voran; kein Wunder, wenn dann jeder Lieutenant diese Willkür noch zu überbieten suchte.

Wir haben oben bemerkt, daß trotzdem Ausschreitungen im liguistischen Heere vorgefallen sind. Daran trug aber Tilly nicht die geringste Schuld. Sein Auge beständig auf die Verfolgung und Ausrottung des Feindes gewandt, mußte er in seinem eigenen Heerlager manche Unordnung übersehen, die ungeahndet blieb. Wo er sie aber aufdeckte, ward scharfe Strafe sofort verhängt.

Tilly ging im August 1627 bei Artlenburg über die Elbe. Nach wenigen Tagen stieß auch Wallenstein (1. September) in Lauenburg mit Tilly zusammen. Er hatte in der Zeit, während Tilly den Dänenkönig schlug, die Horden des Mansfeld (23,000 Mann zu Fuß und 7000 zu Pferd) an der Dessauer Brücke mit

einem Verluste von 6000 Todten und 2000 Gefangenen zerstreut, die Ueberbleibsel durch die österreichischen Lande verfolgt, bis der letzte Haufe auseinander getrieben war und Mansfeld, gebeugt von den Beschwerden und erfüllt von Unwille über seine fehlgeschlagenen Raubzüge, in Bosnien starb.

Es war ein interessanter Augenblick, als beide Feldherrn, Wallenstein und Tilly, sich die Hand reichten. Hier der schlichte, einfache, still-ernste Greis, der bisher alle Erfolge der kaiserlichen Waffen auf seinen Namen schreiben konnte; dort der pomphafte, hochfahrende, imponirende Mann, der bis jetzt weiter nichts für sich hatte, als den ohne große Opfer erlangten Sieg über die Mansfeldischen Heerhaufen. Ob Beide sich auf die Dauer vertragen würden? die Frage mochte sich jeder von ihnen in der Stille vorlegen, und jeder sie gleich verneinend sich wieder beantworten. Sollte Wallenstein sich dem Tilly'schen Commando unterordnen? Wer aber mochte das je von dem ehrgeizigen, herrschsüchtigen Manne glauben? Oder sollte Tilly, der bisher immer als Commandeur en Chef zu agiren gewohnt war, sich unter Wallenstein stellen, der gegen ihn als Neuling gelten konnte? Der anspruchlose Greis hätte wohl ein Opfer dem allgemeinen Wohle gebracht, doch waren Beiden die Wege bald getrennt vorgezeichnet.

Tilly auf dem linken Flügel, Wallenstein im Centrum und Graf Schlick (unter Wallenstein stehend) auf dem rechten Flügel rückten vor, um die Dänenmacht zu erdrücken. Tilly belagerte in der Folge Pinneberg bei Hamburg, wurde aber bei Besichtigung der Fe-

stung von einer Kugel am Knie bedeutend verwundet, und mußte in dem Schloß zu Winsen an sechs Wochen zu seiner Wiederherstellung verweilen. Tilly glaubte die Schmerzen nicht überleben zu können und beschäftigte sich vielfach mit der Verwendung seines Heeres nach seinem Tode. So war der alte Held auch inmitten der heftigsten Leiden bei seinen treuen Soldaten, welche unterdeß unter Wallensteins Oberbefehl die von Tilly erfochtenen Siege ausbeuteten, und Jütland bis zur äußersten Spitze durchzogen. Die Croaten tränkten ihre Pferde im Skager Rack.

Die Tilly'schen Truppen bezogen die Winterquartiere zwischen Unterweser und Unterelbe in einer Gegend, die seit Beginn des Krieges bedeutend durch Freund und Feind gelitten hatte. Wallenstein dagegen verlegte seine Truppen nach Mecklenburg, das unberührt von dem Wechsel des Krieges bis jetzt noch nichts gelitten. Tilly beklagt sich über diese Zurücksetzung, erreicht jedoch keine Verbesserung. Wir sehen also, wie Tilly mit seinen Truppen immer gegen die kaiserlichen Völker unter Wallenstein sich zurückgesetzt fühlen muß, obwohl sie in dem ganzen Kriege fast Alles allein gethan haben. Und doch rastete der Feldherr nicht. Vier Regimenter entsandte Tilly (noch leidend), um Stade zu belagern, das von dem englischen Obersten Morgan mit 44 Compagnien dänischem Volke noch besetzt war. Zwei Regimenter des Tilly'schen Volkes lagen in Oldenburg und Ostfriesland, die übrigen als Garnisonen in Niedersachsen zerstreut.

Die Armee vor Stade hatte in diesem Winter furcht-

bar zu leiden. Morgan widerstand hartnäckig und schlug alle Stürme zurück. Hunger und Krankheiten wütheten dazu im Lager und wirkten auf den Geist der Regimenter so niederdrückend, daß Tilly kaum genesen sich aufmachte, um seinen Veteranen Muth einzuflößen und die Strapatzen mit ihnen zu theilen.

Im Frühjahr ward die Festung eng eingeschlossen. Drei Batterien waren bereit einen Wallbruch zu legen. Doch vorher bietet Tilly, wie er immer thut, den dänischen Truppen einen Vergleich an: er wird von diesen verweigert. Es bedurfte nur eines Sturmes und die Stadt war sein. Nicht so Tilly. Er schritt nur dann zum Sturm, wenn jede Aussicht auf einen gütlichen Vergleich verschwunden war. Da erbot sich der englische Oberst auf inständiges Verwenden des Magistrats in Stade zu einer ehrenvollen Capitulation. Wallenstein hätte jetzt die Stadt stürmen und die Garnison über die Klinge springen lassen. Tilly aber gewährte einen ehrenvollen Abzug (7. Mai 1628), legte nur 1200 Mann in die Stadt, um sie nicht übermäßig zu drücken, und sorgte mit voller Strenge, daß keine Unbilden an den Bürgern verübt wurden. Von einer Plünderung oder nur von Uebergriffen an dem Eigenthum der Bewohner konnte nicht die Rede sein, obwohl Tilly's Soldaten als Ersatz für den schrecklichen Winter darauf gerechten Anspruch zu haben meinten. Drum Ehre einer solchen Kriegführung, die den Krieg nicht als Geißel der Menschheit benutzt, sondern die Ausschreitungen jedes Kampfes zu mildern gesonnen ist!

Während des Sommers 1628 lag Tilly's Heer in

den Quartieren im Westen der Elbe, von dem Dänenkönig weiter nicht belästigt, und nur mit holländischen Streifparteien zu Zeiten in Plänkeleien verwickelt. Wie der Feldherr immer neben seinen Soldaten auch das Wohl der besetzten Lande im Auge hatte, so ließ er auch jetzt wieder neue Verordnungen über Contributionen und Verpflegung ausgehen, schärfte besonders den Obersten ein, jede Ueberschreitung der Soldaten zu verhindern, damit die Last, die ohnehin durch die Einquartierung für den Bürger seit Jahren erwuchs, nicht noch durch die Brutalität der Soldaten vermehrt würde. Wir suchen vergeblich bei dem Dänenkönig nach solchen Erlassen oder nur nach dem guten Willen zu denselben. Brennende Dörfer, verwüstete Städte, das sind die Verordnungen, die von diesem Helden in die Welt ausgeschickt werden. Fordert es ja doch die Religion, die von Tilly und seinen Soldaten so arg bedroht wird!

Und nicht allein mit diesem Feinde hatte Tilly zu ringen, ihn bedrohte ein Mann, der sein Freund sein sollte, aber nur darauf ausging ihn zu stürzen oder doch wenigstens ihn ohnmächtig zu machen, um dann die Früchte der langjährigen Tilly'schen Feldzüge auf seinem Haupte zu vereinen. Es ist dieß Wallenstein.

Trotz der Anordnungen, die Tilly für seine Soldaten im Interesse der Ordnung und Ruhe erließ, ward seine Lage in dem ausgesogenen Lande mit jedem Monate trüber. Denn Wallenstein ging vor Allem darauf aus, die Tilly'schen Standquartiere mehr und mehr einzuschränken, um so das ganze Heer seines Collegen der gewissen Vernichtung preiszugeben. So schickt er

im November 1627 an 7000 Reiter über die Elbe und läßt von ihnen Quartiere besetzen, die im Bereich des Tilly'schen Commando's lagen. Als Tilly einige Compagnien in die Priegnitz legen will, läßt Wallenstein das Land schnell besetzen, damit solches nicht möglich war. Statt Tilly weiteren Raum für fünf Regimenter anzuweisen, die auseinander gelegt werden sollten, ward dieser täglich durch Wallensteins Regimenter in einen immer schmalern Winkel zurückgedrängt. Er ist trostlos und schwer gedrückt, der alte Feldherr. Hören wir ihn selbst, was er an den Bischof von Bamberg in dieser trüben Zeit schreibt: „Die hochdringende Noth zwingt mich zu melden, was der tägliche Augenschein leider schon mehr als zu viel zu Tage legt. Alle und jede meine Quartiere, besonders aber die in Niedersachsen, sind so überlastet, daß die armen Leute bis auf den äußersten Grad erschöpft und ausgemergelt sind. Bei meiner Ankunft hier traten Soldaten und Unterthanen mir seufzend und wehklagend entgegen, daß sie vor Hunger und Kummer, vor Pestilenz und Ungemach gänzlich zu Grunde gehen, sterben und verderben müßten. Darum, wenn man mich länger in solcher Weise hier stecken und hülflos läßt: so weiß ich in höchster Wahrheit keine Mittel noch Wege, um die trostlose Soldateska, die dennoch dem gemeinen Wesen so vielfältige getreue und tapfere Dienste erwiesen, vom Untergang zu erretten und zu erhalten. Deßhalb bin ich genöthigt, nicht allein dem Kurfürsten von Bayern dieß zu klagen, sondern auch zu Eurer fürstlichen Gnaden meine Zuflucht zu nehmen, weil sie sich um die Erhaltung des

Heeres immer bemüht haben. Ich flehe also und bitte, daß man den kläglichen Zustand meines Heeres und den darauf unfehlbar erfolgenden völligen Untergang desselben mit mildem Gemüthe und Herzen gnädig erwäge, und daß Euere fürstliche Gnaden mir entweder Quartiere im Stifte Bamberg anweisen, oder den Unterhalt von dort hieher schaffen. Ich bezeuge vor Gott, daß ich kein anderes Mittel weiß, wie sehr auch ich mich darnach umthue. Graf Collalto hat mir nichts Gewisses versprochen, und ich meines Theiles habe Grund zum Mißtrauen. Er hat den Befehl einiges Kriegsvolk abzudanken; aber diese Abdankung geschieht sehr langsam, und unterdessen sterben und verderben meine Soldaten häufig hinweg."

Also der Feldherr. Gleiche Ergießungen seines bedrängten Herzens athmen die Briefe an seinen alten Kriegsherrn, den Kurfürsten von Bayern. Es ist traurig, einen Feldherrn in so tiefernste Melancholie versunken zu finden, der während zehn Jahren das deutsche Reich vom jähen Umsturz bewahrt und immer siegreich im Felde gegen seine Feinde gestanden hat. Es ist um so trauriger, als Wallenstein, der bis jetzt so gut wie nichts gethan, bald überall den Vorrang gegen Tilly in allen Stücken behauptet und dem alten Collegen tagtäglich neue Fesseln schmiedet, um ihn zuletzt ganz aus dem Wege zu räumen.

Und doch ist es gerade Tilly, der im Gegensatze zu Wallenstein auf dem Friedenscongresse zu Lübeck (1629) energische Forderungen zum Wohle der deutschen Nation gegen die Uebergriffe des Dänenkönigs

erhebt. Er fordert vor allen Dingen Schadloshaltung für die zahlreichen verbrannten Dörfer und die unmenschlichen Verwüstungen an Hab und Gut, welche die dänischen Söldner im Lüneburgischen verübt haben, und deren Werth auf acht Millionen Thaler geschätzt wurde. Er verlangt die Aufhebung aller drückenden Zölle, um den deutschen Seehandel zu befördern. Und das mit Recht; Tilly und nur er hatte alle die entscheidenden Siege über die Dänen erfochten, ihm kam es zu als Sieger bei den Friedensbedingungen ein scharfes Wort mitzureden. Er that es auch. Doch seine redliche Mühe ward vereitelt. Wallenstein brachte durch gleißnerische Scheingründe den alten Feldherrn dahin, seine Forderungen wieder fallen zu lassen. Der Dänenkönig ging leer aus; er hatte einen schauderhaften Krieg erregt, ganz Niedersachsen durchplündert, um sich zuletzt in voller Ruhe in allen seinen Besitzungen von Neuem gesichert zu sehen. Umsonst das Blut der Tilly'schen Veteranen bei Lutter, umsonst die Besetzung Jütlands.

So sehen wir Tilly am Ende dieser Periode keineswegs noch als den thatendurstigen, kräftigen Krieger aus den Jahren 1620—22. Er hatte gelitten, mancherlei Unbilden erfahren; er mußte sich zurückgesetzt finden gegen einen hochmüthigen Abenteurer und seine Stimme verhallen hören, nutzlos und ohne Entscheidung. Das drückte ihn tief, den greisen Feldherrn, um so tiefer, weil er es nicht verdiente. Und doch war sein Geschick noch nicht vollendet. Tilly sollte noch mehr geknickt werden, seine Feinde sollten ihn gar in offener Feldschlacht überwältigen, der noch nie besiegt wor-

den; er sollte den ungerechten Fluch über die Zerstörung einer Stadt auf sich laden sehen, um zuletzt zum Tode verwundet, gebrochen an Körper und Geist zu sterben. Dieß sei die Aufgabe unseres letzten Abschnittes.

III.

Am 6. März 1629 erließ Kaiser Ferdinand II. das Restitutionsedict. Darin wurde verfügt, daß alle Kirchengüter, welche nach dem Passauer Vertrage (1552) von protestantischen Fürsten eingezogen worden waren, wieder zurückgegeben werden müßten. Es war das kein geringer Complex, und gehörten dazu zwei Erzbisthümer, Magdeburg und Bremen, 12 Bisthümer und eine große Anzahl von Stiftern und Klöstern. Kaiser Ferdinand II. hatte zu dieser Verfügung ein doppeltes Recht für sich: das des Siegers (denn der Sieger hat immer ein Recht über den Besiegten) und das der Gerechtigkeit (insofern es ungerecht ist, Jemanden grundlos eines Besitzthums zu berauben). Durch Tilly's aufopfernde Thätigkeit Sieger, konnte der Kaiser von dem Besiegten einen Ersatz beanspruchen; denn das war so lange die Welt steht üblich. Es war vielleicht nicht das Unbilligste, daß der Kaiser diesen Ersatz auf die alten Rechte der Kirche gründete. Welche Bedingungen würde wohl ein Christian von Dänemark gestellt haben, wenn es ihm gelungen wäre, den kaiserlichen Feldherrn zu besiegen und den Krieg bis tief in den deutschen Süden zu verpflanzen? Wahrscheinlich dieselben, wie später Gustav Adolph. Und wer unparteiisch das Gebahren gerade dieses Schwedenkönigs in Deutschland betrachtet,

wird das Restitutionsedict Ferdinands nicht durchweg als tadelnswerth verdammen wollen.

Die Ausführung des Restitutionsedicts wurde in Nieder- und Obersachsen Tilly übertragen. Hier besonders waren Bisthümer und Stifter gegen die Satzungen des Religionsfriedens der alten Kirche entzogen worden. Tilly unterzog sich dieser Aufgabe mit treuer Anhänglichkeit an Kaiser und Reich. Die Schwäche der deutschen Nation war ihm ja längst bekannt! Um so mehr war er bemüht, sie wieder in ihrer alten Stärke herzustellen, sie wieder zur ersten in Europa zu machen. Der Kaiser sollte nicht blos ein Scheinoberhaupt dieser Nation sein, er sollte mit Kraft und Würde das Scepter über das ganze große Land halten. Die Fürsten im Reiche sollten nicht von Sonderinteressen oder gar von äußeren Einflüssen sich bestimmen lassen, wohl aber immer treu und ehrlich zu Kaiser und Reich gegen diese äußeren Strömungen stehen. Ganz besonders aber wollte Tilly in gläubiger Anhänglichkeit an seine Religion die Kirche wieder hergestellt sehen in ihrer Macht und Fülle, in ihrer Bedeutung für die ganze Welt. Doch war ihm Gewalt hier stets verhaßt; (er hat auf seinen Siegeszügen, sahen wir, nie Andersgläubige aus sich reformiren wollen) — nur das unveräußerliche Recht sollte gewahrt und wiederhergestellt werden. Von diesem Standpunkte betrachtete Tilly das Restitutionsedict und führte es auch in diesem Sinne aus. Er führte es aber aus mit Milde und Versöhnung, ohne seine Befugnisse je einen Augenblick zu überschreiten. Die gegen Fug und Recht

genommenen Güter sollten der katholischen Kirche wieder zurückgegeben werden; das in's Werk zu setzen, war Tilly's Aufgabe und daran hielt er sich einzig. Von einer gewaltsamen Wiederkatholisirung der Unterthanen wollte er für sich nichts wissen. Das gehöre nicht in seine Aufgabe, sagte er.

Das Restitutionsedict würde im Einzelnen durchgeführt worden sein zum Wohle der deutschen Nation, wenn das Ausland eine Erstarkung des Reiches gewollt hätte. Der Krieg würde bereits 1629 wiederum einmal sein Ende haben erreichen können, wenn eben dieses Ausland dem deutschen Reiche diese Ruhe gegönnt hätte.

Tilly wies auch jetzt mit scharfer Richtigkeit auf die Holländer als die Hauptfriedestörer hin. Man solle diese einmal ordentlich zu Paaren treiben, sagte er, dann würde die Ruhe schon wieder einkehren. Doch davor bebten die Fürsten der Liga zurück. Es sei, meinten sie, ein Schritt von furchtbarer Bedeutung. Sie empfahlen statt dessen ihrem Feldherrn, den Holländern ja keinen Anlaß zu Feindseligkeiten zu geben, und sich immer mit solcher Dexterität zu bewegen, daß es nicht zum Kriege komme. — So waren dem Feldherrn die Hände gebunden und er mußte ruhig zusehen, wie neue Intriguen im Haag eingefädelt wurden, um die Ruhe im deutschen Reiche nicht aufkommen zu lassen. Holländische Garnisonen streiften auf deutschem Reichsboden und plünderten und raubten; holländisches Kriegsvolk lag in Emden, geworben für die Plane des Schweden.

Mit den Holländern im Bündniß war Frankreich. Sein Streben ging ja immer nur dahin, Oesterreich und das deutsche Reich zu schwächen, und jede Gelegenheit war der französischen Politik willkommen, welche Verwirklichung solcher Plane verhieß. Heftiger als je sollte jetzt in Deutschland ein Krieg erregt, das deutsche Reich in seinen Grundfesten erschüttert werden. Man brauchte nur ein gefügiges Werkzeug, der solches ausführte. Geld hatten Holland und Frankreich zum Hergeben immer gehabt, für Mansfeld und den Halberstädter, für Christian von Dänemark und den Pfalzgrafen.

Und dieses gefügige Werkzeug fand sich, fand sich gefährlicher als bisher je ein Feind gegen Deutschland aufgestanden. Es war der Schwedenkönig Gustav Adolph, ein Mann, der schon in der frühesten Jugend die Zügel der Regierung ergriff und dessen ganzer jugendlicher Ungestüm vor allen anderen Dingen dem Krieg und der Eroberung galt. Ohne hochherzige Ideen für Völkerwohl und Menschenglück, die ihm seine Verehrer angedichtet haben, spähte er nur rings umher, wo sich ein gelegener Anlaß fände, in ein Land mit kriegerischer Wucht einzufallen. Der Ehrgeiz erfüllte sein Leben in einem Grade, wie wenige Könige der Neuzeit. Schon 1624 hatte er sich der westlichen Coalition als Feldherrn gegen den Kaiser und das Reich angeboten. Damals war er von dem Dänenkönig Christian **IV.** noch verdrängt worden. Nachdem dieser aber von Tilly geschlagen und zur Ohnmacht vernichtet sich zurück zog vom Schauplatze, blieb nur noch der

Schwedenkönig übrig, und die Augen der Kaiserfeinde fielen auf ihn. Es bedurfte nicht der ernsten Bitte — Gustav Adolph sprang sofort in die Gelegenheit ein, seinen Namen und seinen Ruhm in die Ferne zu tragen, und seinem Ehrgeiz und seiner Eroberungslust in Deutschland eine neue Bahn zu eröffnen.

Wir verzichten auf das Einzelne und bemerken nur, daß dieser ungestüme Eroberer den 30. Mai 1630 zu Schiffe ging, um in Deutschland zu landen und seine Ideen einer schwedisch-deutschen Großmacht daselbst zu verwirklichen. Er kam mit einer wohlausgerüsteten Truppenmacht von 15,000 Mann und dem festen Glauben, daß ihm in den deutschen Landen sofort Alles zuströmen werde, wenn er nur das Panier des Religionskrieges emporhalte, wenn er komme als Erlöser für den unterdrückten protestantischen Glauben.

In denselben Tagen, als Gustav Adolph (24. Juni 1630) in Pommern an's Land stieg, fiel in Regensburg ein Mann, der in den letzten Jahren mit despotischer Allgewalt das Schicksal des deutschen Reiches in seinem Interesse verwaltet hatte, der fern von jeder Liebe zu Kaiser und Reich nur darauf ausgegangen, seinen persönlichen Einfluß an die Stelle der kaiserlichen Majestät zu setzen und die Reichsfürsten wie Trabanten seiner Leibgarde zu behandeln. Es war dieß Wallenstein, Herzog von Friedland.

Nachdem sich die Reichsfürsten seit zwei Jahren bei dem Kaiser einzeln bemüht, seine Abdankung zu erreichen, vereinten sich in Regensburg ihre Klagen über die Willkür der Wallenstein'schen Armee, die colossalen

Erpressungen (im Fürstenthum Stettin allein an 10 bis 12 Millionen Thaler), die in seinem Namen gebrandschatzt wurden, über den Hochmuth der Offiziere und die Gewaltthätigkeiten der Soldaten. Man hielt dem Kaiser das Heer Tilly's entgegen, das ungleich mehr gethan, ohne die Länder zu vernichten, wo es lagerte. Der Kaiser zögerte, denn er hielt große Stücke auf den Herzog, — endlich ward Wallensteins Absetzung am 17. August 1630 beschlossen.

Die Frage des Nachfolgers lag bei dem Einbruche des Schweden nahe. Tilly war Oberfeldherr der Liga, ohne Vollmacht über die kaiserlichen Heere. Bei den großen Diensten, die er dem Kaiserhause erwiesen, bei seiner hohen Feldherrnschaft war jetzt Niemand besser befähigt, das allgemeine Commando zu führen, als er. Doch dachte der Kaiser nicht sogleich an ihn, eher an seinen Sohn, den Erzherzog Ferdinand. Denn er mochte nicht auch alle kaiserlichen Streitkräfte in die Hände des ligistischen Feldherrn legen. Das Ansehen, das die kaiserliche Majestät durch ein eigenes Heer unter Wallenstein um sich verbreitet, wollte man nicht durch die Liga verdunkelt wissen. Aber — hatte denn der Kaiser bis 1625 ein eigenes Heer? Oder wurde seine und des Reiches Sache durch Tilly und das Heer der Liga damals nicht ebenso trefflich, vielleicht noch besser geführt, als seit dem Auftreten Wallensteins geschah? — Endlich einigten sich Kaiser und Kurfürsten und Reichsstände darin, daß Tilly auch den Oberbefehl über die bis dahin Wallenstein'schen Truppen übernehme. Sehen wir zu, wie der alte Held diese neue Würde ansah.

Schon öfters hatte der ehrwürdige Feldherr den Wunsch gegen seinen Kriegsherrn geäußert, sich vom Commando zurückziehen und in Ruhe leben zu dürfen. So oft ein neuer Feind durch seinen Arm vernichtet war, bittet er um seine Entlassung. Man gewährt sie ihm nicht, weil er allein befähigt scheint, die Feinde des Kaisers und Reiches im Zaum zu halten. Nach dem Dänenkriege war er des irdischen Treibens vollends müde. Was mochte auch den Greis an das Getümmel der Welt noch fesseln, der selbst in der Jugend Ruhm und Glanz, Reichthum und Ehre als Nebendinge gering geachtet? Er hatte in seinem Leben gewirkt, wie Wenige, hatte das Reich dreimal von dem Untergang gerettet; und wenn er sich im 71. Lebensjahre in die Stille eines Klosters zurückzuziehen beschloß, mochte ihm Niemand diese Sehnsucht nach ungetrübter Ruhe verübeln. — Und doch sollte es auch jetzt noch nicht sein. Noch einmal sollte Tilly an der Spitze seiner Veteranen einem Feind entgegen, der Deutschland zu zerstückeln, zu zernichten drohte. Der Kaiser, die Liga und selbst die protestantischen Fürsten vereinten ihre Wünsche, daß Tilly den Oberbefehl fortführe. Die geistlichen Fürsten traten zu ihm und beschworen ihn, die Sache des Reiches nicht zu verlassen in einer so trüben Zeit, wo von Niemand Hülfe und Trost zu gewärtigen sei gegen die eindringenden Barbaren, denn von ihm allein.

Tilly läßt sich bestimmen, — aus Liebe zum deutschen Reiche läßt er sich bestimmen, aus Liebe zu seiner Religion. Nicht blendet ihn die ehrgeizige Aussicht, daß jetzt sein Nebenbuhler entfernt, daß Niemand wei-

ter ihm zur Seite steht, der seine Schritte beeinflußt oder gar hemmt. Frei und uneingeschränkt kann er walten, wie in den ersten Jahren seiner Feldherrnschaft. — Ein Anderer hätte dadurch sich gehoben gefühlt und mächtige Entschlüsse würden seine Brust durchdrungen haben. Tilly ward noch ruhiger, ernster, er ward bescheidener und sanfter. Mochte der Greis wohl ahnen, daß die Tage seines kriegerischen Glückes gezählt seien? oder mochte ihn die hohe Verantwortung drücken, im Interesse des Reiches, der Nation, im Interesse der Kirche jetzt einstehen zu müssen, gegen einen Gegner, wie er ihn so entschlossen und thatkräftig noch nicht gegen sich gehabt? Trübe Ahnungen umhüllen seine Seele — sie sollten sich schreckhaft verwirklichen. Der Held, der gelebt in der höchsten Achtung aller Gutgesinnten, den seine Feinde fürchten als Unbesiegten, sollte enden in den Augen der Welt als Brandstifter, als besiegt und vernichtet.

Den 8. Nov. 1630 überbringen die kaiserlichen Abgesandten dem Feldherrn zu Regensburg die Uebernahme des allgemeinen Oberbefehls. Die Würfel sind gefallen! — Tilly, einmal zur Führerschaft berufen, rafft sich entschlossen zusammen und eilt dem Feind entgegen, der bereits große Fortschritte im Norden gemacht. Das Heer der Liga bestand aus 30,000 Mann, von denen zwei Drittel aus der Bundeskasse unterhalten wurden. Zu ihnen kamen noch 39,000 Wallensteiner, die nicht entlassen worden waren. In Betreff der letzteren forderte Tilly, daß der Kaiser gleiche Sorge für sie trage, wie die Liga für das Bundesheer. Tilly

kannte das Wesen und Treiben der Wallenstein'schen Soldateska und wollte seine geordnete alte Armee nicht durch diese ungeordneten Bestandtheile ruiniren lassen. Er verlangte daher einen bestimmten Sold für die kaiserlichen Regimenter, damit nicht die Länder den ganzen Unterhalt aus ihren Kräften aufbringen müßten, geregelte Commissare für die Herbeischaffung der nöthigen Contributionen, damit auch den Städten ihre Rechte gegen die Willkür des Obersten gewahrt blieben, vor Allem forderte er strenge Bestrafung der Soldateska bei Ausschweifungen und Widersetzlichkeiten jeder Art.

Konnte Tilly deutlicher beweisen, daß es ihm nicht um Raubzüge zu thun sei, wie einem Mansfeld oder Wallenstein, sondern einzig um Ordnung und Recht? Er hegt Achtung vor der Würde des Reiches, vor den Privilegien der Stände; — Tilly will keine Gerechtsame niederdrücken, er will eines Jeden Recht schützen und ehren. Nicht durch Unordnung und Gewalt soll die Wiedergeburt des deutschen Reiches vor sich gehen, sondern durch Recht und Gerechtigkeit. Dieß sind die Angelpunkte seines ganzen Wirkens. Daß Tilly sein edles Ziel nicht erreichte, lag in dieser letzten Periode seines Lebens am wenigsten in seiner Schuld.

Gustav Adolph landete in Pommern; — seine erste Sache war, den Deutschen zu beweisen, daß er der Religion wegen gekommen sei. Danach mußte sich sein und des ganzen Heeres Betragen richten. Der Gottesdienst wurde für den Soldaten verordnet, Fasten und Beten auf gewisse Tage bestimmt. Allen voran leuchtete der König durch den Schein der ernstesten Fröm-

migkeit. Dabei unterstützte ihn in den Augen der Welt die Wucht seiner imponirenden Persönlichkeit, die Gewalt der mündlichen Rede und die Belesenheit in den hl. Schriften. Nie ist ein Volk mit mehr Vorbedacht und größerer Kunst dupirt worden, als das deutsche im Jahre 1630, als ihm Gustav Adolph das Panier des Religionskrieges in die Hand gab.

Die wenigen Kaiserlichen, die in Pommern verzettelt standen, stoben vor dem Anprall der geschlossenen schwedischen Armee auseinander. Stettin ward besetzt und der alte Herzog Bogislaw zu einem Vertrage gezwungen. Er hatte den Schwedenkönig beschworen, ihn mit seiner religiösen Befreiung zu verschonen; Gustav Adolph gab ihm die Feder zur Unterschrift in die Hand und deutete lächelnd auf seine Musketiere. Als Gustav Adolph darauf die Mecklenburger Lande auffordern ließ, mit ihm ebenfalls in ein Bündniß zu treten, sagten Herzoge und Stände, das stehe mit dem Eide gegen Kaiser und Reich im Widerspruch. — Gewalt und List waren überall die Beweise, wodurch der Schwedenkönig seine Ideen der Befreiung von dem kaiserlichen Religionsdespotismus den Deutschen aufzwang. In Güte hat sich Niemand mit ihm vereinigt, es müßte denn der Landgraf von Hessen-Kassel sein, ein Geschlecht, das seit hundert Jahren mit Jedermann verbündet war, nur nicht mit Kaiser und Reich.

So lief das Jahr 1630 ab, und der schwedische Befreier hatte weiter keine Fortschritte gemacht, als einige kaiserliche Völker in Pommern über den Haufen geworfen und die geheime Freundschaft von Hessen-Kassel sich ge-

sichert. Wer möchte da noch auftreten und behaupten, dieser König sei einzig der Religion wegen gekommen? Kam er deßhalb, dann hatten die protestantischen Fürsten doch wohl nichts Eiligeres zu thun, als sich ihm anzuschließen. Statt dessen wandten sie sich geradezu von ihm ab; Pommern empfängt ihn, weil es muß, Mecklenburg verbittet sich seine Freundschaft und vollends alle übrigen protestantischen Fürsten (außer Kassel und Weimar) vereinen sich zu Leipzig und schließen ein Bündniß gegen den fremden Eroberer.

Mit rascher Energie eilt Tilly nach seiner Bestallung zum Oberfeldherrn dem Schwedenkönige entgegen. Am 9. Januar 1631 ist er noch in Halberstadt, zehn Tage darauf bereits in Frankfurt a. O. Er brachte Geld mit, und die kaiserlichen Völker unter Schaumburg erhielten durch ihn endlich einmal wieder Sold. — Gustav Adolph aber, statt weiter südwärts zu dringen, wendet sich jetzt beim Annahen des alten Kämpen nach Mecklenburg, und dahin folgt ihm Tilly auf dem Fuße nach. Er wollte den Krieg mit einem muthigen Schlage beginnen und zugleich enden, er wollte seinen Gegner vernichten. Dieß war allezeit sein strategischer Plan gewesen.

Es ist selten genug gewürdigt worden, welchen persönlichen Rücksichten und Einflüssen die Tilly'sche Kriegführung gerade damals ausgesetzt gewesen. Wie ganz anders bei Gustav Adolph! Dieser war König, Feldherr und Staatsmann in Einer Person; was er vorhatte, unterlag keiner Controle, sein Wille fand nirgends Widerstand. Er handelte so und nicht anders, weil er es

eben so und nicht anders für gut fand. Tilly dagegen hatte zu horchen auf die Befehle des Kaisers zu Wien, auf die Mahnungen des Kurfürsten von Bayern, seines Herrn, auf die Beschlüsse der Liga und die Wünsche der rheinischen Kirchenfürsten. Er hat nicht Einen Herrn, er hat deren mehr als zwanzig. Und jeder derselben achtete sich für bedeutend genug, um auch ein Wort in der Tilly'schen Heerführung mitreden zu dürfen. Er bezahlte seinen Soldbeitrag, also durfte er auch ein Wort dareinsprechen. Ja, wenn nur dieser Beitrag auch immer richtig und pünktlich geliefert worden wäre! So aber wartete der Eine auf den Andern, Keiner wollte mehr thun als sein College. — Sie riethen ihm, die Contributionen der besetzten Länder zu erhöhen, das war Tilly's Sache jedoch nie gewesen. Seine Aufgab war Schutz des deutschen Reiches, nicht aber dessen Ausplünderung. Und nach diesem Grundsatze hat er stets gehandelt.

Gerade bei Beginn des Feldzuges fehlte es mehr als je an Geld. Tilly bat und lamentirte, man möge ihm doch die fälligen Gelder schicken, denn nur so lasse sich die gewohnte Zucht im Heere handhaben. Couriere auf Couriere eilen nach München und Mainz und die Losung derselben war immer: gebt Geld! Wie ganz anders hätte Tilly auftreten, seine Aufgabe rascher erledigen können, wenn er das schwedische System befolgte (wie ehedem Wallenstein), und dem occupirten Lande alle Lasten und Kosten aufbürdete! Gerade seine Ehrlichkeit, seine edle Menschlichkeit sind an mancher Verschleppung in der Kriegführung Schuld gewesen.

Gustav Adolph ist in Mecklenburg eingefallen, — Tilly folgt ihm rasch. Kaum erfährt Jener die Ankunft seines Gegners, als er sich rasch wieder zurück gegen die Oder wendet, um das gewisse Treffen zu vermeiden. Den 14. März steht Tilly vor Neubrandenburg, welches mit zwei schwedischen Regimentern unter Kniphausen besetzt war. Den 17. März schickt der Feldherr einen Trompeter hinein mit der Aufforderung zur Uebergabe, denn so war es Regel in der Tilly'schen Kriegführung. Die Uebergabe wird abgelehnt und bald darauf das Feuer aus dem kaiserlichen Geschütz eröffnet. Die Mauer zeigte rasch einen Bruch, den aber Bürger und Soldaten wieder ausfüllten. Am 18. März spielt das Geschütz von Neuem und abermals entstand ein Mauerbruch. Noch erfolgte kein Sturm, wohl aber schickte Tilly einen zweiten Trompeter in die Festung und bot der Besatzung Abzug an; auch dieses lehnt Kniphausen ab. Den 19. März sprengt nun die Tilly'sche Artillerie ein Thor und legt einen weitklaffenden Mauerbruch offen. Und der Sturm? Er unterbleibt noch, denn es ist Tilly's Weise, nicht eher zu diesem blutigen Mittel zu schreiten, bis alle friedlichen Ausgleichungen erschöpft sind. Ein dritter Trompeter wird zur Stadt gesandt, Kniphausen weist ihn wiederum zurück. Da ertönt das Signal zum Sturme, — die Stadt fällt, drei Stunden Plünderung sind erlaubt. Diese darf Tilly nicht wehren, denn also ist es Kriegerbrauch; es ist der Ersatz für die Arbeit der muthig Stürmenden. Nach Ablauf der festgesetzten drei Stunden steht die ganze Mannschaft wieder in Reih und Glied vor der Stadt; denn Tilly hält Wort.

Auf wen, fragen wir, fällt nun die Schuld dieses Unglücks, das über Neubrandenburg kam, auf Tilly oder Kniphausen? In jeder erstürmten Stadt hat der Soldat das Recht einer dreistündigen Plünderung, das war Brauch der damaligen Kriegführung. Das Niederhauen der Besiegten, ob bewaffnet oder nicht, war ebenfalls Brauch. Das wußte Kniphausen, denn die Schweden haben diese Grundsätze vor Anderen am strengsten befolgt. Er wußte ferner, daß sich gegen einen Sturm die Stadt nicht halten konnte, also hätte er sie übergeben sollen und das Unglück wäre von Neubrandenburg abgewendet. — Aber nicht Kniphausen zuerst trägt die Schuld; sie fällt zurück auf den König Gustav Adolph. Dieser hatte seinem Obersten eingeschärft, die Stadt um keinen Preis in Tilly's Hände fallen zu lassen. Weßhalb? wußte er nicht, daß sie schlechte Mauern hatte und nach kurzer Belagerung doch genommen würde? Aber es war dem Könige um einen Gewinn zu thun. Und der bestand?

Gustav Adolph wollte in Deutschland den Religionskrieg, um so mehr, weil Niemand bis jetzt darauf hören noch achten wollte. Dazu bedurfte er eclatanter Beweismittel. Das erste lieferte ihm Neubrandenburg, das weit größere, wie wir später sehen werden, Magdeburg. Gustav Adolph opferte die Stadt, sie war ja deutsch und nicht sein Eigenthum. Er opferte 2000 Krieger; es waren Söldner, die heute hier, morgen dort kämpften und leicht wieder zu ersetzen waren. Aber der Gewinn? Nach dem Blutbade, das nothwendig eine im Sturm genommene Stadt mit sich führt, war es

in der geriebenen Denkweise des Schwedenkönigs leicht, die ganze Schuld auf den Fanatismus der Katholiken zu wälzen, die Rache der Protestanten zu entflammen und so den gewissen Religionskrieg zu entzünden. Was er bei Neubrandenburg nicht ganz erreichte, sollte ihm bei Magdeburg besser gelingen.

Auf Tilly aber ruht bei jenem Blutbade nicht die geringste Schuld, er handelt wie ein Soldat immer handeln wird, ohne von der Nachwelt den Vorwurf der Unmenschlichkeit sich zuzuziehen. Er beruft sich der schwedischen Verleumdung gegenüber auf seine Reputation vor der ehrliebenden Welt, auf sein Verhalten während der zwölf Jahre, die der Krieg schon durchwüthet. Und mit Recht. Der 73jährige Greis wird am Schlusse seines Lebens nicht die Grundsätze umkehren, die er bis dahin als die richtigen sich vorgesetzt.

Nach dem Aufbruch von Neubrandenburg suchte Tilly den Schwedenkönig nochmals zu einer offenen Feldschlacht zu bewegen. Doch vergebens; dieser weicht dem alten Kämpen aus oder verbirgt sich hinter den gewaltigen Schanzen von Schwedt, die Tilly nicht einnehmen kann. — Ueberdieß sah Maximilian von Bayern ein offenes Treffen ungern, wünschte aber vor Allem den schwedischen Gelüsten, welche die Stadt Magdeburg durchwogten, einen Damm gesetzt. Bis dahin lag nur Pappenheim vor dieser Stadt. Jetzt brach auch Tilly, der den Schwedenkönig aus den Schanzen von Schwedt nicht zu bringen vermochte, dahin auf, in der sicheren Hoffnung, Gustav Adolph werde diese wichtige Stadt gewiß nicht im Stiche lassen, ihm vielmehr nachfolgen

und so die gewünschte Hauptschlacht endlich liefern. Gustav Adolph zog indeß dem Alten nicht nach, wandte sich aber, als jener weit genug entfernt war, aus seinen Schanzen von Schwedt gegen Frankfurt a. O. mit 16,000 Mann zu Fuß, 4000 zu Pferd und 200 Geschützen. Durch Verrath des Obersten Fahrenbach, eines Ueberläufers, wurde die Stadt von dem Schweden genommen und ein furchtbares Blutbad angerichtet. 3000 Kaiserliche fielen, nur Wenige entkamen. Man nannte es: Ersatz für Neubrandenburg. Doch lagen die Verhältnisse etwas anders. Dort hatte Tilly alle gütlichen Versuche vor dem Sturme erschöpft, hier hatte der Verrath das Seinige gethan. Dort waren die Tilly'schen Truppen nach drei Stunden bereits wieder in Reih und Glied vor den Thoren, hier konnte das Plündern und Brennen nicht eher gehemmt werden, bis der König einige der Verruchtesten hatte hängen lassen. —

Wir wenden uns zu einem Ereigniß, das mehr als alles Andere benützt worden ist, den Charakter unseres Helden in den tiefsten Schatten zu stellen; — es ist die Belagerung und Einnahme von Magdeburg.

Bisher hatte Feind und Freund in Tilly den Menschen, den fühlenden Menschen verehren müssen. Hoch erhaben stand er in den Augen der Welt über seinen Gegnern, über einem Mansfeld und Christian von Braunschweig; edel und würdevoll erhob er sich gegen seinen Collegen Wallenstein. Doch die Verleumdung des Feindes gewinnt zum ersten Male vor Neubrandenburg einigen Boden und ruht nicht, bis sie in Magdeburg

vollends durch List und Betrug einen schändlichen Triumph über den alten Krieger erringt. Es ist unsere Aufgabe, diesem verrätherischen Triumph einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Magdeburg, eine Stadt des deutschen Reiches, hatte den schwedischen Obersten Falkenberg im November 1630 in ihre Mauern aufgenommen und ihm den Schutz und die Fürsorge für die Vertheidigung der Stadt gegen Kaiser und Reich übertragen. Wie kam das?

Magdeburg gehörte, wie wir oben gesehen haben, zu den Bisthümern, welche unter den Bereich des Restitutionsedicts fielen. Es war bestimmt für des Kaisers Sohn Leopold Wilhelm. Noch bevor dieses Edict zur Ausführung kommen sollte, erhob sich in Magdeburg eine demokratische Partei, setzte den patriotischen Rath ab, der kaiserlich gesinnt war, und wählte im Februar 1630 einen neuen Rath, der vorzugsweise aus Demagogen und Anhängern des früheren Administrators, des Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, bestand. Dieser hatte 1627 unter dem Dänenkönige gedient und war deßhalb von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt worden. Ebenso hatte das Domcapitel in der Folge wegen seiner Theilnahme am Kriege für Dänemark ihn als Administrator des Erzstiftes Magdeburg entsetzt.

Jetzt benutzte der Vertriebene die gährenden demagogischen Elemente in Rath und Bürgerschaft, um die Stadt und mit ihr das ganze Erzstift wieder für sich zu gewinnen. Er setzte sich zu diesem Zwecke mit dem Könige von Schweden in Verbindung, um Geld für

Truppenwerbungen zu erlangen, erlangte aber nur die Zusicherung einer bewaffneten Hülfe und kam durch Vermittlung der demagogischen Partei (den 26. Juli 1630) heimlich in die Stadt Magdeburg. Seine Anhänger brachten hier durch List und Gewalt einen Vertrag zu Stande (vom 14. September), worin der Administrator-Usurpator der Stadt viele Gerechtsame schenkte, worüber zu verfügen nicht in seiner Macht stand. Er warb ein Heer von 2000 Mann, um das Erzstift gegen die Ansprüche des Kaisers zu vertheidigen, und der Schwede Falkenberg erhielt das Commando in der Stadt. So lag die Sache, als Tilly heranmarschirte.

Tilly hatte bereits während des Winters 1630 Pappenheim mit 6000 Mann in das Erzstift gesandt. Seine Erfolge vor der Stadt Magdeburg selbst waren in dieser Zeit indeß gering, weil seine Truppenmacht für die Größe der Aufgabe nicht ausreichte. Im April kam Tilly mit dem Hauptheere an, so daß die gesammte Streitmacht aus 23,000 Fußgängern und 7000 Reitern bestand. Mit Energie schritt Tilly sofort gegen die rebellische Stadt vor, und jeder Tag war Zeuge neuer Erfolge der kaiserlich-ligistischen Truppen. In wenig Tagen waren alle Außenwerke auf dem rechten Ufer der Elbe, etwa 20 an der Zahl, in den Händen der Kaiserlichen. Kein Wunder, denn die anscheinend starken Bollwerke hatte Falkenberg nur aus losem Sande aufführen lassen. Es ist das erste Glied in der Verrätherei des Schweden.

Am 28. April war nur noch das wichtigste dieser

Außenwerke, die Zollschanze übrig. Sie war das wichtigste, einestheils durch ihre Stärke an sich, anderntheils weil sie die Verbindung der Stadt mit dem rechten Elbufer sicherte. Und von daher mußte der Entsatz Gustav Adolphs ja nahen, den er der Stadt so ernstlich versprochen. Die Kaiserlichen mußten seither ihre Streitkräfte auf beiden Ufern vertheilen und waren so einem herannahenden Entsatzheere nicht an jeder Stelle gewachsen. In der Nacht vom 29./30. April wurde nun dieser wichtige Posten, der wichtigste von ganz Magdeburg, von dem Schweden ohne Schwertstreich geräumt. Es ist das zweite Glied in der Verrätherei des Schweden.

Der Vortheil für die kaiserlichen Truppen war bedeutend; Tilly konnte jetzt alle seine Streitkräfte auf dem linken Elbufer gegen die eigentliche Stadt vereinigen, und war mit concentrirten Mitteln einem Entsatzheere immer gefährlicher. Die nächste Verbindung der Festung mit dem Schwedenkönig war aufgegeben. Ein anderer Befehlshaber, ohne Verräther zu sein, hätte die Zollschanze bis auf den letzten Schollen Erde zu behaupten gesucht.

Im Süden der Stadt liegt die befestigte Vorstadt Sudenburg; Falkenberg läßt sie am 1. Mai anzünden und mit dem Flecken St. Michael verbrennen. In denselben Tagen (2. Mai) findet er es für gut, auch die Neustadt im Norden von Magdeburg, wo Pappenheim die Belagerung leitet, demselben Geschicke zu unterwerfen. Weßhalb? Beide Vorstädte haben bedeutende Festungswerke und erhöhen den Widerstand der empörten

Stadt sehr. Falkenberg thut es, um den Belagerern die blutige Eroberung derselben zu ersparen und den Angriff rascher an den Hauptwall der Stadt zu bringen. Die zerstörten Häuser geben jetzt treffliche Stützpunkte für die Batterien der Belagerer gegen die eigentliche Stadt selbst. Es ist das dritte Glied in der Verrätherei des Schweden. Alles was die Annäherung des Feindes erschweren kann, ist aufgegeben, der Angriff kann jetzt auf die eigentliche Stadt beginnen.

Tilly sendet den 4. Mai drei Briefe, an den Rath der Stadt, an den Markgrafen Christian Wilhelm und an Falkenberg. Er ermahnt darin zur Rückkehr, warnt vor den Folgen eines längern Widerstandes und stellt bei einer Capitulation des Kaisers Gnade in bestimmte Aussicht. Er spricht nicht in diesen Briefen mit imperatorischer Schärfe, wohl aber mit den Ausdrücken eines erfahrenen Greises, der Unbilden gerne verzeiht, wenn sie aufrichtig bereut werden. Doch verhallen seine Worte vergebens; eben erst hatte der Schwedenkönig an die Stadt geschrieben, so wahr er ein König in Ehren sei, wolle er Magdeburg nicht verlassen. Darauf beriefen sich nun Falkenberg und sein Anhang, und die Anerbietungen Tilly's wurden von der Stadt zurückgewiesen. Eine schärfere Zusetzung von Seiten Tilly's gegen die Stadt und ihre Werke lag jetzt in Aussicht — und doch ließ Falkenberg das neue Werk im Norden von Magdeburg gegen die Neustadt zu in demselben verwahrlosten Zustande, in welchem es seit seiner Ankunft war und übergab die Bewachung und den Schutz desselben dem von ihm selbst geworbenen Regimente. Es

sollte hier das stärkste Glied in der Verrätherei des Schweden gebildet werden. Noch standen in der eigentlichen Stadt 2000 Bürger, 3000 Bürgersöhne, Knechte und Handwerksburschen, und 2500 Soldaten zur Vertheidigung bereit. Ohne Verrath war die Stadt bis zur Ankunft des Schwedenkönigs immerhin zu halten.

Dieser ist mit seinem Heere am 11. Mai zu Köpenik, den 13. zieht er auf Berlin. Der Widerstand des protestantischen Kurfürsten von Brandenburg wird überwältigt durch die gleißnerischen Reden und die Musketen des Schwedenkönigs. Den 15. Mai besetzt dieser Spandau; dann Potsdam und Saarmund am 16. Mai. Er hatte den Brandenburger, der keine Armee besaß, zu födern gewußt, daß er ihm die schwere Schuld für den Sturz Magdeburgs zur Last legen werde, wenn er ihm nicht den Weg durch sein Land eröffne. Nun dieß geschehen, blieb dem Schweden nichts übrig, als geraden Weges gen Magdeburg zu rücken und die Stadt zu entsetzen. That dieß der König? Er wendet sich vorerst noch an den Kurfürsten von Sachsen, und wirft ihm auch denselben Köder hin. Es ist klar, der König will die Zeit mit Unterhandlungen hinschleppen, damit er Magdeburg nicht zu helfen braucht, damit die Stadt fällt vor seiner Ankunft; das ist in der Kürze die Politik des Schwedenkönigs in dieser Zeit.

Den 18. Mai richtet Tilly abermals drei Schreiben an die Obengenannten und ermahnt in eindringlichem Ton zur Uebergabe. Zugleich ertönen auf allen Seiten die Geschütze der Belagerer gegen die Stadt. Inmitten der Bürgerschaft regen sich Stimmen für die

Capitulation; Oberst Falkenberg weiß sie jedoch zu vereiteln. Mit ihm stand eine kleine Schaar von Demagogen. Noch aber wollte Tilly den Sturm nicht, weil er wußte, daß dann unseliges Weh über die Stadt von der wüthenden Soldateska kommen würde. Auch war noch kein offener Wallbruch da, und ein unglücklicher Sturm doppelt gefährlich bei der Nähe des schwedischen Gegners.

Gegen solche Säumniß des Feldherrn erhoben sich viele Offiziere, allen voran Pappenheim. Er kannte die Schwäche der Stadt nach dem Norden hin, wo er die Belagerung leitete, und rechnete fest auf das Gelingen des Sturmes. Ueberläufer aus der Stadt bestärkten ihn, in dieser Absicht auszuharren. Ueberdieß kommen ihm täglich Briefe aus der Festung zu, die ihm melden, was den Tag über in der Stadt geschehen sei, was man für die Nacht vorhabe. Wer schrieb diese? Noch am Abend vor dem Sturme kommen ihm dergleichen Briefe zu, Pappenheim weiß sogar das Losungswort der Thorwachen.

In dem Kriegsrathe wurde endlich der Sturm auf den Morgen des 25. Mai festgesetzt. Während der Magistrat auf dem Rathhause versammelt ist (Morgens vier Uhr) besichtigt Falkenberg die Wachen und — entläßt sie. Nur 600 Mann hatten am Morgen die ausgedehnten Werke besetzt; die Anderen gehen nach Hause oder in die Wirthshäuser. Falkenberg selbst reitet zurück nach dem Rathhause. Während hier die Rathsherren auf's Neue die Capitulation an Tilly beschließen, erhebt sich der schwedische Oberst und mahnt mit gehobener

Stimme zur Ausdauer: jede Stunde könne der König vor den Mauern erscheinen, auch sei die Gefahr noch nicht so bedeutend für die Stadt; in diesem Augenblicke meldet ein Bote, daß sich die Kaiserlichen gegen die Werke zum Angriff aufstellen. Falkenberg spottet der Besorgnisse und fährt in seiner Rede ruhig fort; der Verräther war seines Schicksales gewiß, wenn die Stadt erstürmt wurde. Er suchte den Tod; doch traurig für Tausende, daß Niemand ihm entgegenzutreten wagte!

Der alte Feldherr hatte die Nacht im Gebete verbracht, sich nur eine Stunde Ruhe gegönnt und wie er immer zu thun pflegte, zwei Messen gehört. Und trotzdem war der Sturm noch nicht ernstlich bei ihm beschlossen, er zaudert, denn noch ist der Trompeter mit der Antwort des Rathes nicht aus der Stadt zurück. Doch läßt der Feldherr die Truppen sich entwickeln, um vielleicht dadurch eine Capitulation zu beschleunigen, und verspricht um sieben Uhr durch sechs Kanonenschüsse das Zeichen zu geben. Die Obersten begeben sich an ihre Posten; sie harren des Zeichens. Nur Pappenheim kann nicht länger warten: denn auch über die Zeit des Zeichens hinaus zögerte Tilly mit dem Angriff. Als es bereits sieben Uhr längst vorüber ist, läßt er seinen Soldaten ein Glas Wein geben, und mit der Losung: Jesus, Maria! laufen die Pappenheimer an. Der Widerstand, den sie im Unter- und Oberwall treffen, ist ganz unbedeutend, in wenigen Minuten sind die Pappenheimer Herren des neuen Werkes und der hohen Pforte. Ihr Verlust beträgt nicht fünf Mann. Das also war der Empfang, den ihnen Falkenberg zugedacht!

Dieser war noch auf dem Rathhause, als der Sturm der Kaiserlichen über die Stadt hereinbrach. Er steigt zu Pferde, eilt in die Straßen hinab und fällt nach wenigen Augenblicken an der Spitze einer Abtheilung gegen die Stürmenden. Er hatte den Tod gesucht. Sein Werk war gelungen; die Kaiserlichen waren in Magdeburg und hatten die Stadt mit Sturm erobert. Doch nur auf dieser Seite, wo Falkenberg leitete, war er gelungen: im Osten, Süden und Westen der Stadt führte der Sturm zu keinem Ergebnisse, er wurde abgeschlagen.

Bis um 10 Uhr dauert in den Straßen der Kampf. Noch ist er nicht beendet, da steigen wie auf ein gegebenes Zeichen an 40, 50 Orten zugleich Rauchsäulen empor, die verborgenen Minen entzünden sich, bald wüthet das Feuer durch die ganze Stadt. Wer hat das gethan?

Es ist das letzte und grauenvollste Glied in der Verrätherei des Schweden. Er vernichtet die Stadt und läßt den Eroberer dann als den Schuldigen gelten.

In wem keimte wohl dieser teuflische Plan zunächst? in Falkenberg? Er war wohl nur das fügsame Werkzeug in der Hand eines Andern, eines Größern. Dieser Andere suchte durch die Zerstörung Magdeburgs seine unedeln Absichten auf Deutschlands Zerstückelung in reine Unschuld vor die Augen der Welt hinzustellen, sein hohes Befreieramt dieser Welt zu beweisen und seine Gegner, den Kaiser, die katholischen Reichsfürsten, vor Allen aber Tilly als Menschenmörder immerdar zu brandmarken; um dadurch die seither widerstrebenden

Protestanten im Reiche zu gewinnen und den Religionskrieg, den er so nöthig zu seinen egoistischen Planen brauchte, in Deutschland zu entzünden. Dieser Andere war der Schwedenkönig Gustav Adolph.

Dieser Plan des Schweden ist zu wichtig für die Gesammtauffassung des 30jährigen Krieges seit 1630, zu erheblich für die Beurtheilung des Tilly'schen Charakters, daß wir nicht noch etwas dabei verweilen sollten.

Wollte Gustav Adolph Magdeburg retten? wollte er Magdeburg vernichten? warum hat er es vernichtet? Auf diese drei Fragen sind wir unsern Lesern eine gedrängte Erklärung schuldig, damit der furchtbare Fleck von Tilly's Charakter wegfällt, damit die Ehre eines Helden, der sein ganzes Leben der Wahrheit, der Religion, dem Wohle der deutschen Nation gewidmet hat, in den Augen der Nachwelt gerettet werde.

Der Schwedenkönig wollte Magdeburg nicht retten.

Während Tilly sich zur Belagerung Magdeburgs anschickt, zieht Gustav Adolph vor Frankfurt a. O., um diese Stadt zu erstürmen. Magdeburg stand ungleich höher, als diese unbedeutende Landstadt. Es war die erste Stütze, auf die der Schwedenkönig in Norddeutschland gegen den Kaiser rechnen konnte, denn beide haßten den Kaiser und beide hatten seine Rache zu fürchten. Hätte Gustav Adolph Magdeburg gegen Tilly retten wollen, so mußte er stracks diesem Feldherrn nacheilen, ihn zur offenen Schlacht zwingen, ihn vernichten. Statt dessen wich der König der Schlacht aus, die ihm Tilly mehrmals angeboten. Es ist die erste Treulosigkeit.

Aber der Kurfürst von Brandenburg hat seinen Marsch aufgehalten, der Kurfürst von Sachsen ihm nicht gegen den Kaiser gleich beispringen wollen. — Die Eroberung einer Stadt (Frankfurt a. O.) hatte den Schweden eine Zeit lang beschäftigt, er konnte aber immer noch zur rechten Zeit vor Magdeburg eintreffen, wenn er nur wollte. Deßhalb mußten neue Hindernisse aufgefunden werden: und diese boten sich in den beiden Kurfürsten. Der Brandenburger gab nicht gleich Spandau her — man schleppte so einige Tage in Unterhandlungen hin. Endlich fällt dem König Spandau zu, seine Wünsche sind befriedigt — er kann gegen Magdeburg aufbrechen. Am 16. Mai steht er bei Altbrandenburg und Saarmund, der Weg nach Magdeburg ist offen und frei, in zwei Tagen kann er dort sein. Er bleibt aber vier Tage regungslos liegen und in dieser Frist war das Schicksal Magdeburgs vollendet; es fällt dem Sturme der Kaiserlichen am 20. Mai. Gustav Adolph konnte in Saarmund die Kanonen donnern hören, die den Sturm vorbereiteten. Es ist die zweite große Treulosigkeit des Schwedenkönigs.

Dieser hat sich entschuldigt, daß er der Stadt seine Hülfe in dieser Frist nicht habe bringen können. Gut. Dann hätte er doch wenigstens ihren Untergang verhindern sollen. Er konnte dieß thun, wenn er ihr zur Capitulation rieth, die Tilly so oft anbot. Statt dessen dringt der König in Briefen beständig bei der Stadt darauf hin, sie möge sich auf ihn verlassen, möge ausharren, er komme gewiß. Sein Oberst Falkenberg hält den Bürgern, die von Uebergabe sprechen, immer das

sichere Nahen des Schwedenkönigs entgegen. Er naht nicht, weil er nicht nahen will; stärkt aber den Muth der Bürger, damit sie ja der sichere Untergang ereile. Es ist die dritte Treulosigkeit des Schwedenkönigs.

Gustav Adolph hat aber Magdeburg zerstört — das ist die Spitze seiner Treulosigkeit. Er selbst hatte kein Recht auf die Stadt; sogar wenn er sie entsetzte, verbot der Vertrag dem Schwedenkönig, eine Besatzung hineinzulegen. Die Stadt wollte befreundet bleiben dem Schweden, aber nicht ihm unterthänig sein durch den Druck einer schwedischen Garnison. So gewährte ihm die Stadt, wenn sie erhalten blieb, keinen Nutzen, als den einer immerhin zweifelhaften Anhänglichkeit. Und damit war dem Könige nicht gedient, wie er nach der Schlacht von Breitenfeld überall bewiesen hat. Er wollte den Besitz der Stadt. Rieth er nun zur Capitulation oder vielmehr: sagte er der Stadt seine Hülfe ab, dann fiel sie in Tilly's Hände, und dieser Feldherr gewann eine furchtbare Basis für seine Operationen gegen den Schweden. Das konnte Gustav Adolph nimmer zugeben. Magdeburg mußte also fallen — es mußte aber zugleich vernichtet werden, damit Tilly keinen Vortheil von der Eroberung zöge. Und hier kommen wir auf das Benehmen des schwedischen Obersten zurück.

Falkenberg ist ein Krieger von hohem Werthe, ein persönlicher Freund des Schweden. Denn um seine Pläne gegen Magdeburg auszuführen, hatte der König einen solchen nöthig. Falkenberg kommt in die Stadt, allein, ohne Geld und ohne Mannschaft. In kurzer

Zeit leitet er alle Operationen und führt das Commando. Verfolgen wir seine Thätigkeit näher. — Er errichtet weitläufige Verschanzungen — zum Scheine. Sie sind von losem Sande und werden bei dem ersten Schusse aufgegeben. Er gibt die Zollschanze auf und mit ihr die Verbindung mit dem Könige, die von ungeheurer Wichtigkeit für die Stadt ist. Er steckt die Vorstädte Sudenburg und Neustadt in Brand, damit der Feind näher an die eigentliche Stadt kann. Die Schwäche der Stadt liegt gegen Norden am neuen Werke; Falkenberg läßt das verwahrloste Werk, wie er es im Nov. 1630 gefunden, denn hier soll Pappenheim stürmen.

Und Pappenheim stürmt hier in der That, weil ihn die Briefe (von Falkenberg?) dazu ermuntern. Er stürmt und findet keinen Widerstand. Die Wachen sind von den Wällen abgezogen, der Oberst selbst ist auf dem Rathhaus, das neue Werk unter Falkenbergs unmittelbarem Commando. Der schwedische Oberst hat so den Feind in die Stadt gerufen, und ihm zugleich den Weg an der schwächsten Stelle geebnet. Doch ist deßhalb die Stadt noch nicht zerstört, denn Tilly pflegt die mit Sturm genommenen Städte nicht zu zerstören, sondern zu erhalten (Neubrandenburg). Es muß mithin Rath geschafft werden, daß auch dieß gelinge. Und so läßt Falkenberg in der ganzen Stadt Minen anlegen und dieselben mit bedeutenden Ladungen Pulver füllen. Er hatte bereits früher dem Rathe vorgeschlagen, wenn der Feind stürme, die Stadt anzuzünden; der Rath war aber auf solche Grausamkeit nicht eingegangen. Doch wußte Falkenberg seinen Plan im Stillen mit Hülfe

der gleichgesinnten Demagogenhäupter durchzuführen — durchzuführen auf schaudervolle Weise. Kaum sind die Kaiserlichen in die Stadt eingedrungen, so lodert das Feuer empor, nicht an einem, sondern an 40—50 Orten. Das große Meisterstück der schwedischen Politik war gelungen. Gustav Adolph hatte Magdeburg im Stiche gelassen und sein treuer Oberst Falkenberg hatte die Stadt zerstört.

Kehren wir zurück zu Tilly. Als die Stadt erstürmt war, durfte er nach dem damaligen Kriegerbrauch die Plünderung seinen Soldaten nicht wehren. Doch verbietet er ihnen alles Blutvergießen und jede Gewaltthätigkeit gegen Frauen und Schwache. Er reitet selbst in die Stadt, um seinen Befehlen Nachdruck zu geben, da flammt dieselbe plötzlich an allen Ecken und Enden in Feuer auf. Sofort befiehlt der Feldherr abzulassen vom Plündern und sich an's Löschen zu begeben. Man gehorcht. Aber es brennt an allen Orten; nur wenige Gebäude können noch gerettet werden, unter diesen der Dom, das Liebfrauenkloster und die Häuser am neuen Markte, durch Tilly's wackere Fürsorge. Um Mittag hat die Plünderung ein Ende, die Soldaten müssen aus der Stadt, nur wenige Regimenter besetzen den Wall. Tilly selbst bleibt noch in der Stadt, um schützende Maßregeln mit seinen Offizieren zu treffen.

Es sind Grausamkeiten bei diesem Sturme verübt worden, das ist nicht zu läugnen. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß es schwedische Berichte sind, welche uns den Sturz der Stadt beschreiben; und daß diese schwedischen Berichte im Dienste des Königs be-

nutzt wurden, den Religions-Fanatismus durch ganz Deutschland wach zu rufen. Die meisten Bewohner kamen um durch den Brand, d. h. durch den König von Schweden und seinen gehorsamen Obersten Falkenberg. Sie flüchteten sich zu 30, 40 und mehr in die Keller oder auf die Böden, um den plündernden Soldaten zu entgehen. Hier ereilte sie das Feuer, das des Nachmittags durch einen Sturmwind gräßlich emporgetrieben wurde. Und hierdurch sind die meisten Menschenleben zu beklagen, nicht durch das Schwert der Soldaten, die überdieß nur anderthalb Stunden mit Plünderung verbrachten, bis das Feuer sie wieder aus der Stadt trieb. — Am folgenden Tage kamen die Soldaten erneut zur Stadt, um ihre anderen anderthalb Stunden Plünderung noch nachzuholen. Tilly durfte dieß nicht wehren, also lautete das Gesetz. Doch war er selbst überall gegenwärtig und hielt den Dom diesen ganzen Tag durch eine starke Wache verschlossen, damit die darein Geflüchteten gesichert blieben vor der beutegierigen Soldateska. Am Morgen des 22. Mai läßt er die Thüren öffnen und gibt allen ohne Lösegeld ihre Freiheit zurück.

Am 24. Mai nahm Tilly selbst sein Quartier in der Stadt, Ruhe und Ordnung herrschten in ihr. Am 25. ward im Dom ein Hochamt gehalten, dem Tilly und seine Armee beiwohnten. Er brachte Gott seinen Dank dar für die große Waffenthat, die ihm geglückt, und erflehte seine Gnade für die schuldlos Gefallenen. Zugleich ließ er eine Schrift ausgehen, worin er in treuer Weise berichtet, was er Alles gethan, um die

Stadt vor ihrem Falle zu bewahren; daß aber diese auf fremde Hülfe vertraut habe, jeglicher Ermahnung hart entgegengekommen sei, und so die eigene Schuld trage an ihrem Untergange.

Wer die Schuld an Magdeburgs Untergang trägt, haben wir oben gesehen. Daß Tilly rein von aller Schuld hierbei dasteht, erhellt gerade am besten aus der Schuld seiner Gegner. Daß aber doch diese Schuld auf Tilly lasten sollte für die Zukunft, war eine schlimme Fügung des Geschickes, das dem Feldherrn seit zwei Jahren nicht mehr ganz hold war.

Mit furchtbarer Folgerichtigkeit seiner Absichten beutete Gustav Adolph den Fall Magdeburgs zu seinen Gunsten aus. Magdeburg ist gefallen für das Evangelium, war jetzt seine Losung. Und daran sollten sich alle Evangelischen spiegeln, wie es ihnen ergehe, wenn sie sich nicht bald wärmer oder kälter für ihren Glauben erhöben. Das hieß: Tretet her auf meine Seite, dann seid ihr sicher vor den Streichen euerer Feinde. Er hat vor den Augen der Welt geweint, der König, sagt man; wir glauben es, denn er war vollendet in seinem äußeren Benehmen; er hat geschworen, diese That furchtbar zu rächen, es ist ganz natürlich, daß der König doppelt nachholen will, was er durch seine Schuld verbrochen hat. Gustav Adolph steht in einer Art unerreichbar da gegen Alle, welche der 30jährige Krieg auf den Boden der Ereignisse gestellt hat, in der Kunst des mundus vult decipi. Damit ist sein ganzes Auftreten in Deutschland gekennzeichnet.

Tilly's Lage war trotz der Eroberung Magdeburgs

nicht die glänzendste. Das Heer hatte durch die Plünderung moralisch gelitten, abgesehen von den bedeutenden Verlusten an Mannschaft und Material. Die Unterstützungen, die Tilly von Wien aus erhielt, waren gering. Denn dort war bereits die Partei Wallensteins wieder im Steigen begriffen. Die Armee hatte in Magdeburg keinen Unterhalt mehr und auch die Kasse war gänzlich leer. Tilly kann nicht vorgehen gegen den Schwedenkönig auch aus Mangel an Proviant. Und doch bedrängt gerade jetzt Gustav Adolph mehr als je die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sich für seine Partei zu erklären. Der Erstere besaß keine Armee und hatte bereits schon einmal dem Drucke seines Schwagers bei der Besetzung von Spandau nachgeben müssen. Jetzt begnügte Gustav Adolph sich nicht mehr mit dem Versprechen der Brandenburgischen Neutralität, er verlangt Anschluß gegen Kaiser und Reich, und Brandenburg muß gehorchen. Mit Kursachsen ging die Sache leichter.

Tilly hatte 5000 Mann als Besatzung in Magdeburg zurückgelassen, und brach dann am 3. Juni mit dem Hauptheere gegen Thüringen auf. Die kleineren Fürsten ließen nach dem Falle von Magdeburg von ihren Werbungen ab, nur der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen-Kassel beharrten. Tilly forderte deßhalb Anfangs Juli den Landgrafen auf, zu erklären, ob er Freund oder Feind sein wolle. Dieser antwortete: er sei nicht Freund noch Feind. Gegen einen Angriff werde er sich vertheidigen; Geld und Unterhalt möge sich Tilly in dem großen Vorraths-

hause zu München holen. Zugleich ließ der Landgraf von allen Kanzeln das Volk aufwiegeln gegen Kaiser und Reich. Tilly konnte darauf noch nicht entschieden antworten, denn der Schwedenkönig blickte drohend aus seinem Lager zu Werben. Der kaiserliche Feldherr eilt deßhalb zurück, zieht Pappenheim an sich und rückt gegen des Königs Lager. Sehnsüchtig verlangt ihn nach einer Schlacht mit dem Reichsfeinde; der Schwede bleibt aber hinter seinen Schanzen ruhig liegen, als er den Feind sich gegenüber sieht. Dahingegen schloß in diesem Lager am 11. August der Landgraf von Hessen-Kassel ein Bündniß mit dem Schweden gegen Kaiser und Reich. Der Preis dieses Bündnisses war eine Vergrößerung des Landgrafen auf Kosten deutscher Reichsstände, zunächst der katholischen. Des Königs Forderung war: absolute Leitung des Krieges. Damit war ja Alles gesagt.

Am 18. August erhielt Tilly den bestimmten Befehl des Kaisers: wenn der Kurfürst von Sachsen nicht in Güte die Waffen niederlegen wolle, ihn mit Gewalt dazu zu zwingen. Um diese Vollmacht hatte Tilly, der Feind jeder lauen Halbheit, schon am 27. Mai den Kaiser gebeten. Nun er sie erhalten, schritt er rasch in seiner Bahn vor. Sachsen hatte 20,000 Mann aufgestellt. Tilly fragt, gegen wen diese Regimenter geworben seien. Er schickt zwei Boten am 24. August zu dem Kurfürsten nach Merseburg. Dieser antwortet in ausweichendem Tone. Da vereint Tilly seine Regimenter und rückt mit 40,000 Mann gegen Halle. Von hier aus erließ er nochmals eine War-

nung an den Kurfürsten (3. September). Wieder antwortet dieser in unbestimmten Ausdrücken. Tilly drängt weiter — da vereinigt sich das sächsische Heer (20,000 Mann) mit dem schwedischen (13,000 zu Fuß und 9000 zu Pferd) zu Düben am 15. September 1631. Die Würfel waren gefallen und die Entscheidung rückte täglich näher.

Tilly, gegen das vereinigte Heer zu schwach, war zum ersten Male in seinem Leben gegen die Schlacht, die er seit Jahresfrist mit Gustav Adolph gesucht. Er wollte noch warten und die Verstärkungen aus Italien an sich ziehen. Aber gerade darum verlangte der Schwedenkönig nach dem Treffen und der Kurfürst von Sachsen war voller Kampfeslust. Am 17. September standen sich die Heere gegenüber; Tilly in einer vortrefflichen Stellung, die er nicht zu verlassen gedachte. Da erbat sich Pappenheim, der den Feind nicht müßig sich gegenüber sehen konnte, von dem Feldherrn die Erlaubniß, mit 2000 Kürassieren auf Kundschaft ausreiten zu dürfen, ob er nicht einige Gefangene mache. Tilly gewährte, jedoch mit dem Bemerken, sich ja mit dem Feinde in kein ernstes Treffen einzulassen. Pappenheim versprach es, konnte es aber nicht halten. Denn kaum erblickt Pappenheim den Feind, als ihn sein soldatischer Ungestüm fortreißt und er sich in ihre Haufen stürzt. Er wird bald von der Uebermacht gedrängt und verlangt von Tilly noch 2000 Reiter, sonst kämen die ersten nicht zurück. Tilly schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und ruft bestürzt aus: Dieser Mensch bringt mich noch um Ehre

und Reputation, und den Kaiser um Land und Leute. Dennoch schickt er die 2000 Reiter. Auch diese werden gedrängt. Es war der Kern des Heeres, der jetzt focht, sie weichen in Unordnung zurück. Da entschließt sich Tilly, ihnen mit seinem Heere zu Hülfe zu kommen. Er verläßt seine vortreffliche Lage, rückt in die Ebene und dort entbrennt die verhängnißvolle Schlacht von Breitenfeld am 17. September 1631.

Der Sieg des Schwedenkönigs war vollständig. —

Die Schlacht von Breitenfeld ist der entscheidende Punkt im Leben Tilly's. Hätte der Schwedenkönig die Schlacht gegen Tilly verloren, so würde die ganze Welt sein Unternehmen von vornherein als kopflos verdammt haben. Die eigentlichen Triebfedern seiner Politik würden leicht entdeckt und auch der Fall Magdeburgs in seine Schuld gefallen sein. So aber gewann der Schwede die Schlacht, und nun war die Reihe an Tilly. Dieser mußte jetzt als vorsätzlicher Vernichter Magdeburgs, als abschreckendes Beispiel von einem Menschenschlächter und Bösewicht gelten, während ein Sieg bei Breitenfeld ihn als den glorreichen Helden und Retter der deutschen Nation gegen die fremden Eindringlinge, den Hort gegen die nordischen Barbaren gepriesen hätte. Denn es ist einzig der Erfolg und auch weiter gar nichts, der einem so tollkühnen Unternehmen, wie die Landung des Schwedenkönigs im Jahre 1630 die Weihe und Rechtskräftigkeit in den minder scharfblickenden Augen der großen Menge verleiht.

Die Niederlage von Breitenfeld bildet aber auch neben den Schattenseiten, die sie auf den Charakter

unseres Helden wirft, einen großartigen Wendepunkt in der deutschen Geschichte. Alles was Tilly in den letzten 13 Jahren mit des Schwertes Schärfe und der Ueberredung Gabe für Kaiser und Reich errungen, war dahin. Der Krieg entbrannte jetzt mit furchtbarerer Gewalt, als er es je gekonnt. Er entbrannte unter der Führung eines fremden ungestümen Eroberers, der kein Recht kennt, als die Befriedigung seiner tollen Eroberungswuth, den kein Interesse an das Geschick Deutschlands bindet, als es an seinen Triumphwagen gebunden zu sehen, der kein Gefühl für die deutsche Nation in seinem Busen hegt, als das der Verachtung gegen Ueberwundene. Bei Breitenfeld ward Deutschlands Einheit, die trotz der Kirchenspaltung noch fortbestanden, zertrümmert, der kaiserlichen Macht, auf welcher die politische Existenz der Deutschen als Nation beruhte, durch das Schwert des Schweden eine unheilbare Wunde geschlagen. Sie sollte nie vernarben.

Tilly selbst entrann bei Breitenfeld kaum der Gefangenschaft durch einen schwedischen Rittmeister, und floh in der Nacht nach Halle. Er war geschlagen, seine ganze Lebensmühe unter dem Tritt eines fremden Eroberers zu nichte gemacht. Schwermüthig und verzagt muß er das erste Mal in seinem Leben vor einem siegreichen Feinde davon fliehen. Das drückte ihn gar sehr nieder, den alten Feldherrn. Und nicht allein voller Seelenschmerz war er über die erlittene Niederlage, auch sein Körper blutete aus drei schweren Wunden, geschlagen von Feindes Hand. Aber die Augenblicke zur Rettung sind gezählt, und der Feldherr vergißt so leicht

sein körperliches Leid. Kaum gönnt er sich die Zeit zum Verband und eilt dann weiter, die zerstreuten Truppentheile wieder zu vereinigen. Denn noch darf er die gerechte Sache nicht verloren geben; hat sie ja doch 13 Jahre lang unter ihm die Probe siegreich bestanden.

Pappenheim hatte die Niederlage bei Breitenfeld durch seine tollkühne Unbesonnenheit verschuldet; und doch, wie edel benimmt sich der Feldherr gegen ihn nach der erlittenen Niederlage! In seinem Bericht an den Kaiser erwähnt er von dem Verschulden Pappenheims keine Sylbe, fügt aber in edler Würdigung hinzu, daß Pappenheim sich während der Schlacht mit seltener Bravour geschlagen und nach dem Mißlingen ausgehalten hätte bis auf den letzten Mann. Welcher Feldherr, wenn er nicht bieder und uneigennützig ist, würde wohl Solches über sich vermocht haben? Hätte er nicht vielmehr alle Schuld auf Pappenheim geworfen, um sich selbst in dessen Fehler rein waschen zu können? Nicht so Tilly. Und darin müssen wir den alten Krieger vor allen Andern, die neben und gegen ihn standen, hoch ehren und schätzen; den Sieg schreibt er immer seinen Offizieren und Soldaten zu, nicht seinem Feldherrntalente, die Niederlage dagegen nimmt er allein auf sich und jedes Regiment hat seine Schuldigkeit gethan. Er steht in dieser Hinsicht über den meisten Feldherrn, vielleicht aller Zeiten.

Tilly ging von Halle, wo er sich nur kurze Ruhe gegönnt, in nordwestlicher Richtung weiter, ohne Zweifel, um den Schwedenkönig zu vermögen, ihm auch dahin zu folgen. Dadurch, so lag es in dem Plane

des Feldherrn, wäre Süddeutschland nicht mit in den Bereich des Krieges gezogen worden. Denn dort sind Tilly's Hülfsquellen, die er nicht in Feindes Hand gerathen lassen darf, dort die Reichsfürsten, deren Interesse er verficht und die er zunächst schützen muß.

Sein Häuflein war sehr zusammengeschmolzen durch die Verluste in der Schlacht und die Desertation nach derselben. Tilly hatte in Halle nur noch 5000 Mann um sich, während dagegen Gustav Adolph, der mit 13,000 Mann Fußgänger in die Schlacht von Breitenfeld gezogen war, vor Halle sogar 18,000 Mann Fußvolk mustert. Nicht allein waren also die Verluste des Schweden durch die Schlacht wieder vollständig ausgeglichen, die Armee hatte sich sogar um die Hälfte vermehrt. Aber so geht es, dem Sieger gehört die Welt; und das Ausreißen der Besiegten auf die andere Seite nach einer verlorenen Schlacht gehört mit zu den Eigenthümlichkeiten der Söldnertruppen des 30jährigen Krieges.

Von jetzt an erbleicht der Stern des alten Helden, der lange weithin gestrahlt und Alles um sich verdunkelt, immer mehr, bis er endlich düster und farblos in sich erlischt.

Für den Schwedenkönig dagegen eröffnete sich seit Breitenfeld ein neues Feld kolossaler Entwürfe. Bisher ohne den Vortheil einer gewonnenen Schlacht, mußte er noch mit der Miene des Diplomaten gegen Fürsten und Städte auftreten, und oft sich zu Bitten und Hinterlist bequemen, weil seines Schwertes Schärfe noch nicht die volle Weihe hatte. Jetzt war er Sieger und brauchte deßhalb keine Rücksichten mehr zu nehmen auf

Menschen und Verhältnisse. Wohin sein Fuß jetzt tritt, läßt er sich huldigen, es ist die Idee des deutsch-schwedischen Kaiserthums, die den Schweden seit dem Tage von Breitenfeld schärfer denn je durchzuckt. Den Anfang damit macht Halle. Der Schwedenkönig sagt: obwohl es in seinem Gefallen stände, die Stadt zu vernichten, wolle er ihr doch gnädiglich verzeihen, wenn sie ihm huldige. Wir sehen, es ist das eine ganz andere Sprache, als die er in Stettin gegen Bogislaw oder gegen Mecklenburg führt. Und Halle huldigt. Ein Gleiches geschah in Erfurt und anderen Städten des Eichsfeldes.

Am 6. October 1631 betrat Gustav Adolph das Frankenland, auf dessen Besitz er vor Allem rechnete. Denn hier im Mittelpunkte des deutschen Reiches will er sich festsetzen und die ersten Anhänger einer schwedisch-deutschen Hausmacht gründen. Darauf zielt von jetzt ab sein ganzes Sinnen. Schweinfurt, Würzburg leisten dem Schwedenkönig den Eid der Huldigung. Um aber auch das Schwert nicht ruhen zu lassen, wird in der Bergfeste zu Würzburg, weil sie sich nicht sogleich ergeben, Alles ermordet, was sich lebend findet. Es ist des Beispiels wegen für die Städte, die der Fuß des Eroberers noch ferner erreicht.

Von Würzburg zog der Schwedenkönig gegen den Rheinstrom, zunächst nach Frankfurt a. M. und Mainz.

Frankfurt war zu allen Zeiten und besonders in diesem Kriege von den kaiserlichen Völkern als freie Reichsstadt in Ehren respektirt worden. Gustav Adolph dachte hierin anders. Er zog im feierlichen Triumphe

durch die Hauptstadt des deutschen Kaiserreiches (mit den Gedanken eines deutschen Kaisers!) und möchte auch diese sich dauernd durch eine Garnison sichern. Da er dieß nicht erreichte, legt er wenigstens 800 Mann schwedisches Volk nach Sachsenhausen, der Vorstadt Frankfurts. Doch die Huldigung bleibt auch dieser Stadt nicht erspart, sie muß sich in einem schriftlichen Revers zur unbedingten Treue gegen den Schwedenkönig verpflichten. Dann ging der Triumphzug (denn als solchen beutete ihn Gustav Adolph im Interesse des siegreichen protestantischen Glaubens, aber für sich aus) weiter gen Mainz. Je weiter er rückt, desto mehr schwillt sein Ansehen. Das Gerücht hat seinen Sieg und seine Grausamkeit über die Gebühr vergrößert, und so denkt keine Stadt an ernstlichen Widerstand. Am 23. Dec. langt er vor Mainz an und noch an demselben Tage erschallt in den Hallen der Schloßkirche das Lied: „Erhalt uns Herr nach deinem Wort und steur' des Papsts und Türken Mord."

Gustav Adolph steht in den Tagen von Mainz auf dem Zenithe seiner Macht. Er sammelt daselbst um sich die deutschen Fürsten, die einen freiwillig, die anderen gezwungen, theilt jenen Belohnungen aus und schüchtert diese durch sein imperatorisches Auftreten ein. In Frankfurt hat er bereits dem getreuen Landgrafen von Hessen-Kassel die Abtei Fulda, die Stifter Paderborn und Corvey als erblich und eigen geschenkt, in Mainz wird dem Herzog von Weimar aus dem fränkischen Reiche ein Herzogthum zugesagt. Wie später Napoleon I. verschenkte er von da an mit freigebiger

Hand, in der Folge bald mehr, von Gütern, die nicht sein eigen waren. Er selbst nennt sich vorläufig noch bescheiden: „Herzog von Franken", waltet aber über das deutsche Reich so frei und unumschränkt, als es je ein Kaiser hat thun können. Die Idee des deutsch-schwedischen Kaiserthums schien gelungen.

Kehren wir von diesen pomphaften Aufzügen des schwedischen Eroberers zurück, und begleiten unsern alten Helden auf seinem einfachen, stillen Wege nach der Schlacht von Breitenfeld, bis ihn endlich der willkommene Schatten des Todes aus dem Gewühle der Welt hinwegführt.

Nur kurze Zeit lag Tilly an seinen Wunden, die ihm in der Ebene von Breitenfeld von Feindeshand geschlagen waren, darnieder. Sein Körper war seit seinem 14. Jahre zu sehr durchstählt und abgehärtet von den Mühseligkeiten und Gefahren des Feldlagers, und ein einfaches mäßiges Leben hatte die Bedürfnisse zu sehr beschränkt und auf das Nothwendigste geregelt, als daß eine langwierige Pflege und peinliche Wartung ihm in solchen Fällen willkommen gewesen wäre. Die innere Wucht seiner Entschlüsse, die voranstrebende Thatkraft läßt seine Wunden schneller heilen oder doch ihre Nachwehen leicht vergessen. Nicht ist es jetzt Zeit zur Ruhe, dünkt ihm, wohl aber zum Schlagen und zur Auswetzung der Schande von Breitenfeld. Rasch rafft er sich auf, um sein Heer zunächst wieder in den alten verfassungsmäßigen Stand zu setzen. Das Geschütz ist bei Breitenfeld fast insgesammt verloren gegangen — neues liefert zu Hameln das Zeughaus der

Liga. Noch nie hat Tilly eine solche Energie zu entfalten gehabt, als nach Breitenfeld: denn noch nie war er besiegt davongeflohen. Die Regimenter sind auseinandergerissen, ganze Compagnien aufgelöst, die Waffen erbeutet oder weggeworfen, die Fahnen dahin — Alles muß neu herbeigeschafft werden. Der 72jährige Greis trotzt an Anstrengungen in der Neubildung seiner Armee einem 22jährigen Jüngling.

Kurfürst Maximilian von Bayern, den die Niederlage von Breitenfeld in gleicher Härte mittraf, ging mit Rath und That seinem Feldherrn zu Handen; und auf ihn war auch der Feldherr zunächst und vorzugsweise angewiesen, da er von Wien her nichts Rechtes mehr erwarten konnte. Seit Monaten hatten dort die Wallenstein'schen Creaturen im Hofkriegsrathe und im geheimen Cabinet wieder die Oberhand gewonnen, und vollends seit Breitenfeld war dessen Reactivirung dort so gut wie eine beschlossene Sache. Da konnte Tilly freilich nichts erwarten, denn Wallenstein war nie sein Freund gewesen.

Aber Tilly verlor dennoch den Muth nicht. Im Mißgeschick erprobt sich eben der Charakter, und Tilly hat ihn in vollem Maße bewährt. Schon nach wenigen Wochen stand er neu gekräftigt da und hatte wieder 18,000 Mann zu Fuß und eine starke Reiterschaar zusammengebracht. Klein war allerdings gegen früher die Macht, doch der Feldherr noch ebenso kühn und entschlossen. Er eilte damit seinem Todfeinde geraden Wegs nach Franken entgegen, um zu verhindern, daß das wichtige Würzburg in die Hände der andringenden

Schweden falle. In Eilmärschen zieht er heran, der alte Held; seine Soldaten sind halbnackt in des Winters Strenge und verschmachtet durch die Strapatzen, Tausende bleiben unterwegs liegen oder verlieren sich von ihren Fahnen. Es hilft nichts, Tilly muß voran; er ist der Erste im Vortrab, um noch zur rechten Zeit vor dem Schwedenkönige in Würzburg einzutreffen. Dennoch kommt er zu spät, Würzburg und Schloß Marienberg waren, verzagt durch die furchtbaren Drohungen des Königs, bereits in den Händen des Schweden.

Und auch hierbei sollte der Feldherr den Undank der Welt erfahren. Der Bischof von Würzburg klagte ihn an, daß er sein Land so in die Hände der grausamen Feinde habe fallen lassen. Abgesehen davon, daß es Tilly, wie wir sahen, mit dem besten Willen nicht möglich war, eher gegen Würzburg heranzurücken, hätte dieser vielmehr gerechte Klage gegen den Bischof erheben können. Nicht der Feldherr hatte den Bischof, wohl aber der Bischof den Feldherrn mehr als einmal im Stiche gelassen, wo er ganz gut hätte helfen können. Die Beiträge nämlich des Bischofs von Würzburg für die Liga betrugen monatlich 8736 Gulden, und diese wurden (wir haben es wiederholt bemerkt) oft säumig und ungenau an das Tilly'sche Heer eingeliefert. Die erste und nächste Entschuldigung der Herren war immer die eigne Geldarmuth.

Nun fand aber der Schwede in dem Schlosse des Bischofs zu Marienberg baar nicht weniger als 340,000 Reichsthaler, in den bischöflichen Speichern allein an 40,000 Malter Korn. Wie reimt sich nun das zusammen?

Tilly litt im Frühjahre 1631 mit seinem Heere die bitterste Noth: seine Regimenter zerfielen und er selbst wußte sich nicht zu helfen. Würde es nicht im klarsten Interesse dieses Bischofs von Würzburg und der anderen Reichsfürsten gelegen haben, wenn sie Tilly in solcher Noth, wenn auch nur vorschußweise, mit Geld und Nahrungsmitteln unterstützt hätten? Für wen kämpfte denn Tilly einzig, als eben für die Sache des Kaisers und dieser Reichsfürsten? War den trauernden Klagen des Feldherrn nicht abzuhelfen, wenn ein jeder Fürst der Liga etwas über das nothwendigste Muß beisteuerte? So fielen die Gelder massenweise in Feindes Hand.

Warum hat aber Tilly, wenn er so ungestüm heraneilte, nach dem Verluste von Würzburg den Schwedenkönig denn nicht sofort angegriffen? Er war athemlos, erschöpft durch die Gewaltmärsche, die er gemacht: das übersah er wohl leicht auf dem Marsche selbst, fand es aber, als er zum ersten Male wieder seine Regimenter schlachtfertig ordnete. Zudem war sein Heer meist aus Neulingen gebildet, denen er Unmögliches nicht zutrauen konnte: denn die kriegsgeübten Veteranen lagen meist alle todt auf der Ebene von Breitenfeld oder waren zu Krüppeln verhauen. Elend und die bitterste Noth herrschten in ihren Reihen, es fehlte an Allem, an Lebensmitteln und Kleidung. „Dennoch,“ sagt Tilly, „habe ich meinerseits es an nichts ermangeln lassen. Und sollte sich eine Gelegenheit bieten, so werde ich dem Feinde unter die Augen gehen, ihm den Kopf bieten und nichts unterlassen, was meine Schuldigkeit fordert.“ Und

Tilly würde die Schlacht auch mit ungleichen Kräften gegen den Schwedenkönig eingegangen sein, wenn Würzburg sich nur so lange hätte halten wollen. So aber war die Stadt bereits übergeben, und der nächste Zweck seines raschen Herbeieilens ohnedieß verfehlt. Tilly hat die Lust zur Schlacht, wo es nöthig war, nie gemangelt.

Gustav Adolph wandte sich von Würzburg gegen Frankfurt a. M. und Mainz, Tilly indessen ostwärts gen Nürnberg.

Diese Reichsstadt war treulos von Kaiser und Reich nach der Schlacht von Breitenfeld abgefallen, und hatte den süßen Einflüsterungen und raschen Drohungen des Schwedenkönigs Gehör geschenkt. Dieser schien seit jenem Tage allmächtig, wer mochte ihm da noch widerstehen? Tilly verlangte von der Stadt Brod für seine Soldaten und Geld. Man schlug ihm Beides entschieden ab. Da rückte Tilly im raschen Schritte gegen die Stadt heran, doch ohne etwas Ernstliches gegen sie zu unternehmen. Hat Tilly etwas gegen die Stadt unternehmen wollen? oder unternehmen können? Er wollte nichts unternehmen, sondern die Stadt bloß einschüchtern; und konnte nichts gegen sie unternehmen, weil sein Heer zu schwach war, und Nürnberg gar feste Mauern und eine starke bewaffnete Macht hatte. Er mußte so ohne Brod und Geld weiter.

In diesen Tagen legt ein Constabel Feuer an ein Pulverfaß und der ganze Vorrath Tilly's von 125 Centnern fliegt mit fürchterlicher Verwüstung in die Luft. Der Constabel war von dem Schweden gewonnen, der

zugleich mit des Schwertes Schärfe und der Verrätherei Getriebe Tilly's Untergang erstrebte. Tilly ruft bei diesem Anblicke schmerzhaft aus: „Ich sehe, daß das Glück mir nimmermehr wohl will." Und so war es auch.

Selten hat wohl ein Held mit so traurigen Aussichten in die Zukunft geendet, als Tilly; mit der gewissen Unmöglichkeit, jetzt noch sein Ziel zu erreichen, das er sich in seinem thatenreichen Leben als hoch und einzig gesteckt. Seit 13 Jahren war des Feldherrn Thun und Handeln einzig dem Wohle von Kaiser und Reich gewidmet gewesen, dreimal bereits verdankten ihm diese ihre erneute Existenz. Einen Feind nach dem andern schlug er darnieder nnd handhabte des Kaisers Gerechtigkeit in den deutschen Landen mit Umsicht und Milde. Ohne jeglichen Ehrgeiz bei seinem Vorgehen hatte er seine schwierige Aufgabe jederzeit zum Nutzen und Frommen der Unterdrückten durchgeführt, sich die Liebe erworben seiner Soldaten, die er einschränkte, und der Besiegten, die er nicht drückte. Nie hatte er mit den Befehlen seines Herrn in Collision gestanden. Denn Gehorsam galt ihm über Alles; er forderte ihn von seinen Untergebenen und ging ihnen als des Kaisers gehorsamer Feldherr voran. Wäre er öfters unfolgsam gewesen, er würde mehr zum Wohle des deutschen Reiches in seinem kriegerischen Wirken erreicht haben. Doch man band ihm gar oft die Hände, und Tilly folgte, weil Folgen zu den Pflichten des Soldaten gehört.

Jetzt, wo er besiegt und verlassen ist, wo der Tod

allmählich an ihn herantritt, muß der alte Kämpe noch den Schmerz erleben, daß sein ehrgeiziger Nebenbuhler Wallenstein ihn auch aus der Gnade seines Kaisers zu verdrängen sucht, daß dieser ein eigenes Heer aufstellen darf mit der unumschränkten Vollmacht, es bis auf 120,000 Mann zu vermehren. Hatte er das wohl um seinen Kaiser verdient? Gewiß nicht. Wie glänzend würde Tilly auch jetzt noch sein hohes Ziel erreicht und Deutschland von den Raubschaaren des nordischen Eindringlings befreit haben, wenn man ihm willig beigesprungen wäre, seiner Erstarkung jetzt aufgeholfen hätte! Nur den dritten Theil jener 120,000 Mann und Tilly hätte die Scharte von Breitenfeld sicher mit doppelter Wucht ausgewetzt. Es sollte nicht sein. Aber man verläßt ihn nicht allein in dem Augenblicke, wo sich Alles im deutschen Reiche entscheidet; man ruft in Wien sogar die kaiserlichen Kriegsvölker zurück, die bisher in seinen Diensten gestanden haben, und beordert sie ab gegen Böhmen. Es waren 12,000 Mann, die ihn verließen, und bei Tilly bleiben nur noch 8000 Mann, meist ungeübte Neulinge. Das Herz blutete dem alten Feldherrn: es war beschlossen, man wollte ihn ruhmlos sterben lassen. Das Jahr 1632 brach für ihn mit dieser trüben Hoffnung in die Zukunft an.

Aber noch erlischt seine Thatkraft nicht, noch nicht sein Muth. Soll er fallen, dann will er wenigstens fallen als Held, als Krieger, der aushält bei seiner Fahne, wenn auch der Feind von allen Seiten ihn umdräut. Schläge will er noch führen, muthig und

entschieden; und dann mit dem letzten Musketier sein Leben enden.

So bricht er am 21. Februar 1632 mit seinem Heerhaufen gegen den schwedischen General Horn auf, der damals mit 16,000 Mann Bamberg hart bedrängte. Doch ist ihm Tilly weit unterlegen. Er zählt nur 12,000 Mann. Wiederholt wendet sich deßhalb der Kurfürst und Tilly nach Böhmen an Wallenstein, um von dort die Hülfsvölker wieder zu erlangen, die man vor Kurzem von Tilly abberufen. Man tröstet und tröstet, daß sie heute aufsitzen, morgen aufbrechen, läßt sie aber auf heimlichen Befehl Wallensteins ganz ruhig in den böhmischen Quartieren liegen.

Doch naht dem Feldherrn von anderer Seite eine kleine Hülfe. In Amberg vereinigen sich mit Tilly der bayerische General Cratz und die Bambergischen Truppen. Er zählt in seinen Reihen bald wieder 20,000 Mann, der alte Held, worunter jedoch 8000 Mann ungeübte bayerische Landmiliz. Den 9. März 1632 Nachmittags steht Tilly vor Bamberg. Seine Truppen sind von dem Marsche des Tages noch ermüdet, auch noch nicht alle Regimenter beisammen, doch läßt es den Feldherrn nicht ruhen, er eröffnet den Angriff nach kurzer Rast noch denselben Abend. Die Schweden fliehen vor seinen Streichen aus der Stadt und lassen an 4000 Mann auf dem Wahlplatze zurück. Tilly hatte noch einmal seine grimmige Löwentatze nach dem Feinde ausgereckt. Es war das letzte Mal.

Während der Kurfürst von Bayern in der unwürdigsten Weise bei Wallenstein um die versprochene

Hülfe betteln und lamentiren muß, vereinigt sich Gustav Adolph, von Frankfurt rasch herbeieilend, mit den geschlagenen Truppen seines Generals Horn, und rückt mit vereinter Kraft gegen Nürnberg. Tilly, um nicht von Bayern abgeschnitten zu werden, zieht sich vor der doppelten Uebermacht zurück in die Oberpfalz. Hier konnte er zugleich die kaiserliche Unterstützung aus Böhmen am leichtesten an sich ziehen, denn das ist der letzte Anker, um Bayern vor dem Einbruche des Schweden zu retten. Aber noch immer lassen sich die bereits zu hundert Malen versprochenen Regimenter aus Böhmen nicht sehen, Couriere eilen auf Couriere an Walenstein; der Kurfürst schreibt ihm den 23., den 25., den 28. März, den 1. April. Er fleht den stolzen Mann bei Gott und seiner Gerechtigkeit um Hülfe an, denn sonst ist ja sein Land verloren.

Indessen zieht der Schwedenkönig am 31. März in Nürnberg ein. Tilly weicht, der Noth folgend, einer Schlacht aus, da Gustav Adolph eine zu große numerische Uebermacht für sich hat. Dagegen nimmt er eine Stellung, die ihm die sichere Verbindung mit Böhmen immerdar offen hält, von wo ja seit Monaten die versprochenen österreichischen Hülfstruppen herankommen sollen, und die zugleich fest genug ist, den Schwedenkönig von einem Angriff fern zu halten. Dieser Ort war Beilngrieß im Stifte Eichstädt.

Doch zieht der Schwede, in rechter Würdigung der Umstände, jetzt nicht ostwärts gegen Tilly und die bayerische Macht, sondern vielmehr gegen Süden auf die Stadt Donauwörth zu. Da wird auch Tilly ge-

zwungen, seinen Plan, der guten Erfolg versprach, aufzugeben, und, um dem Feinde nahe zu sein und von dem Einbruch in Bayern abzuhalten, sich südwärts gegen Ingolstadt zu wenden. Dieß geschah am 4. April 1632.

In diesen Tagen trifft auch der Kurfürst Maximilian im Tilly'schen Heerlager ein. In einem Kriegsrathe wird jetzt beschlossen, die Donau hinauf zu ziehen und dem Feinde den Eintritt in das Kurfürstenthum mit der ganzen Gewalt der verfügbaren Streitkräfte zu verwehren. Und nochmals wendet sich dann der Kurfürst in seiner großen Bedrängniß an Wallenstein (5. April). Denn seit bereits vier Wochen läßt dieser 5000 Reiter immer auf dem Wege zu Tilly sein; bald 1000 Reiter abmarschiren, bald den Rest nachkommen, und bis jetzt ist nichts von alledem im bayerischen Lager zu sehen noch zu hören.

Wie nahe liegt der Grund zu diesem rachsüchtigen Verfahren, das Bayern dem nordischen Feinde opfert und die schwedische Macht im Herzen von Deutschland immer mehr erstarken läßt! Wallenstein hat den Reichstag von Regensburg nicht vergessen, wo besonders der Kurfürst von Bayern im Verein mit den übrigen Reichsfürsten auf seine Absetzung bei dem Kaiser drang. Er ward damals wirklich abgesetzt, der von Ehrgeiz durchwühlte Mann, und das fordert jetzt Vergeltung. Er läßt den Kurfürsten sich in der tiefsten Weise vor ihm demüthigen, mit wahrem Hohn empfängt Wallenstein alle zwei Tage seine Briefe und Couriere, er verspricht Hülfe, schickt aber keine. Es ist das ein schwarzer Fleck im Leben Wallensteins.

Tilly, so verlassen und auf seine eigene geringe Macht beschränkt, muß vor dem Andringen des Schwedenkönigs bald auch Donauwörth räumen und sich über die Donau nach Rain zurückziehen, um dort für alle Fälle den Uebergang über den Lech zu vertheidigen. Denn mit dem Aufgeben dieses Stromes ist auch Bayern in des Feindes Gewalt. Der Schwede, der in Eifer entbrennt die letzte Schranke niederzuwerfen, die ihn von seinem Ziele abhält, pflanzt sein Geschütz auf, um unter dem Donner seiner Kanonen den Brückenschlag über den Fluß zu ermöglichen. Tilly auf dem anderen Ufer geht eifrig ab und zu, um alle Maßregeln zur Vertheidigung in dieser drängenden Zeit selbst zu beaufsichtigen und zu leiten. Während er so einmal nahe an das Ufer heranreitet, trifft ihn von drüben eine Falconetkugel des Schweden am rechten Bein oberhalb des Kniees. Die Wunde ist gefährlich und die Soldaten tragen den schwergetroffenen Feldherrn aus dem Treffen zurück.

Desto eifriger setzt nun der Schwede an, desto wuchtiger ertönen seine Batterien. Endlich kann das bayerische Häuflein der Ueberlegenheit des feindlichen Geschützes nicht mehr widerstehen. Dazu kommt noch die große Bestürzung der bayerischen Truppen über die schwere Verwundung des geliebten Feldherrn. Trotzdem will aber der Kurfürst in seiner Stellung noch aushalten, Tilly dagegen räth selbst zu dem Rückzug auf Ingolstadt, da der Uebergang nicht mehr gegen den Schweden zu verhindern ist. Der Kurfürst gibt nach, und der Rückzug wurde in guter Ordnung ausgeführt.

Der verwundete Feldherr wird inmitten seiner Truppen in einer Sänfte in jene Festung mitgenommen. Er ist jedoch bereits so matt und angegriffen, daß er zu mehreren Malen in seiner Sänfte ohnmächtig wird. Man fürchtete unterwegs seinen Tod. Doch brachten ihn seine Getreuen glücklich nach Ingolstadt.

Gustav Adolph rückt nach der Erzwingung des Uebergangs über den Lechfluß mit dem Hauptheere gegen Augsburg, während ein anderes Corps den bayerischen Streitkräften gegen Ingolstadt nachfolgt. Dort lag der alte Feldherr ohne jede Aussicht auf Genesung. Doch noch auf dem Sterbelager vergißt er seinen alten Wahlspruch, dem er zeitlebens gehuldigt und Alles geopfert, er vergißt Kaiser und Reich nicht. Er unterzeichnet am 20. April mit bereits dem Tode geweihter Hand die Bitte an seinen alten Kollegen Wallenstein, daß dieser doch die versprochene Hülfe heranschicken möge. Wallenstein legt auch dieses Schreiben des alten Helden zu den übrigen des Kurfürsten, und vernimmt gleichgültig die tödtliche Verwundung seines ehemaligen Waffenbruders. Ist alsdann doch der letzte Stein beseitigt, der ihm in dem allgemeinen Commando hindernd entgegentreten kann; — er hilft nicht.

Welches Elend, fragen wir, welcher Jammer, welche Pein hätte dem bayerischen Lande nicht erspart werden können, wenn Wallenstein zur thätigen Hülfe bereit gewesen wäre! Er verrieth durch sein unedles, um nicht zu sagen gemeines Betragen nicht allein seinen ehemaligen Mitfeldherrn und Waffenfreund, der ihm nie den geringsten Anlaß zur Klage gegeben; er ver-

rieth nicht allein den Kurfürsten von Bayern und stürzte dessen ganzes Land in die tiefste Noth unter der Geißel des furchtbaren Schweden, er verrieth auch Kaiser und Reich, weil er dem Todfeinde des Reiches den Triumph gestattete, in ganz Deutschland nach Belieben schalten und walten zu dürfen: was eine siegreiche Feldschlacht in Bayern wenigstens für den Süden Deutschlands damals verhindert hätte.

Wallenstein hat Tilly und den Kurfürsten im Stiche gelassen und dadurch dem schwedischen Eroberer einen Dienst erwiesen, der an Wichtigkeit der Schlacht von Breitenfeld nichts nachgab. Gustav Adolph war deutscher Kaiser durch die Gefälligkeit Wallensteins, es bedurfte nur noch der Krönung. Es ist, wir wiederholen es, ein schwarzer Fleck im Leben dieses ehrgeizigen Mannes.

Von Augsburg, das dem Schwedenkönige huldigte, rückte die gesammte schwedische Macht gen Ingolstadt. Diese Festung mußte noch fallen, dann war das Ziel des Schweden erreicht und sein persönlicher Feind vernichtet. Bereits in der Nacht vom 19. April geschah der erste Sturm. Doch er ward von den Bayern abgeschlagen: es falteten sich zwei Hände auf einem Sterbelager in der Stadt, die nicht mehr das Schwert führen konnten, aber zu Gott dem Herrn beteten, daß er das Treiben der Feinde zu Schanden werden lasse. Sie fanden Erhörung, der Verlust der Schweden bei dem Sturm war bedeutend.

Doch führt Gustav Adolph die Belagerung mit Heftigkeit fort. Tilly, der Feldherr, bleibt die ganze Zeit

im Geiste draußen bei den Seinen, läßt sich von Allem was vorgeht Bericht erstatten, ordnet die Vertheidigung und gebietet inmitten der heftigsten Schmerzen. Den Kurfürsten, der nicht von dem Lager seines getreuen Feldherrn weicht, ermahnt er immer dringend, ja doch auf Regensburg Bedacht zu nehmen, daß diese Stadt nicht in die Hände des Schweden falle; denn dann sei Alles verloren. Am Abend des 30. April 1632 fühlte der Feldherr seine Todesstunde herannahen.

Domine, in Te speravi, non confundar in aeternum (Herr, auf dich habe ich gehofft, ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich), das waren die letzten Worte des frommen Feldherrn. Nie war eine Lästerung seinen Lippen entflohen, er starb wie er gelebt, ergeben in Gottes Willen. Sein Neffe Werner Tilly und der Baron Ruepp, der ihn als Commissär auf allen seinen Feldzügen getreu begleitet, drückten dem Sterbenden die Augen zu. Der Beichtvater mit dem Bilde des Gekreuzigten durfte nicht von seinem Lager weichen. Als die Schatten des Todes ihm nahten, wendeten sich die Blicke des Helden langsam nach dem Christusbilde, der Beichtvater ersieht den Gedanken des Sterbenden, der nicht mehr sprechen kann. Jener erhebt das Kreuz und ruft laut: Domine in Te speravi, non confundar in aeternum. Da schlägt der Sterbende noch einmal die Augen auf, seine Blicke haften an dem Gekreuzigten, ein Lächeln überfliegt seine Züge und seine Seele ist entflohen. —

So endete Tilly, wohl der edelste Charakter des 30jährigen Krieges. Seine sterbliche Hülle ruht in

der Kirche zu Altenötting. Diese Kirche hatte dem alten Helden immer sehr am Herzen gelegen, und zahlreiche Geschenke bekunden die Liebe und Verehrung, die er zur Jungfrau Maria in Altenötting hegte. So hatte, um des Feldherrn hohe Verdienste um die Sicherheit und Ruhe nicht allein des deutschen Reiches, nein, ganz Europa's zu ehren, ihm einst die Infantin zu Brüssel eine goldene Halskette, mit kostbaren Diamanten besetzt, geschenkt. Tilly empfängt die Kette — er freut sich, daß man seiner Dienste auch in der Ferne gedenkt, aber er gefällt sich nicht in dem eiteln Schmucke der Welt und weiht die Kette der Jungfrau Maria zu Altenötting. — Als die Stadt Hamburg den glücklichen Besieger des Dänen mit tausend Rosenobel bedachte, weiß der ehrwürdige Held nichts Besseres damit zu beginnen, als sie eben dieser Kirche zu Altenötting zu übergeben, damit täglich eine hl. Messe dafür zu Ehren der Jungfrau Maria gelesen würde. Noch heute erzählen die Bewohner jener Gegend mit Rührung von dem frommen Manne, wie er seine zweite Heimath so gerne gehabt, wie er sie geschützt gegen die Fremdlinge, wie er so arm gestorben, der doch über so Viele commandirt.

Und Tilly starb arm, wie er bescheiden gelebt. Er hatte nie Freude gehabt an den Gelagen und Ausschweifungen der Soldateska jener Zeit. Er strahlte Allen als Muster voran in den Tugenden der Einfachheit und Bescheidenheit. Sein Kleid war schmucklos, seine Tafel mäßig. Wie leicht hätte er sich wie die übrigen Heerführer (z. B. Wallenstein) ein kolos-

sales Vermögen zusammen bringen können! Doch das war nicht Tilly's Sache. Er schenkte nicht selten den gedrückten Landen sogar von seinem eigenen Einkommen, um ihre Noth zu mildern. Und als bei seinem Ende noch 60,000 Thaler übrig waren, verfügte Tilly, daß sie an die lebenden Veteranen vertheilt würden, welche einst in dem Gehölz von Breitenfeld um den theuren Feldherrn gegen den nordischen Eroberer gefochten. Er wollte arm sterben, der berühmte Held. Drum Ehre einem solchen Charakter!

Und diesen Charakter hat man zwei Jahrhunderte schmähen dürfen. Was der 30jährige Krieg nur Unwürdiges geboren, hat man in dieser Zeit mit Tilly's Namen in Verbindung gebracht. Er galt als Scheusal und Menschenmörder, als blutgierig und grausam. Bei dem Namen Magdeburgs stieß die Welt einen Fluch zugleich gegen Tilly aus. Es war ein böses Verhängniß.

Die Gegenwart hat sich in ihrem Urtheile gefunden. Aber noch immer gibt es Kreise, in denen die alte Ansicht festhaftet. Es ist eine heilige Pflicht des deutschen Volkes, diesen Irrthum im Vollen und Ganzen wieder gut zu machen; und das deutsche Volk kann das. In den schwerbedrängten Jahren 1620—1632 hat Tilly mit Macht und Ausdauer gestritten — gestritten für ein einiges, großes deutsches Reich. Die Fürsten, welche auf des Reiches Zerstückelung sannen, die Häuptlinge, welche auf dessen Vernichtung ausgingen, — sie alle fielen unter der grimmigen Wucht seiner Schläge. Tilly kämpfte nicht für Bayern, nicht

für die Liga, — er kämpfte für das große deutsche Vaterland. Alle seine Reden, alle seine Handlungen deuten nach diesem Einen hohen Ziele. Und das möge das deutsche Volk wohl bedenken, ehe es über diesen würdigen Helden noch ferner den Stab bricht. Tilly ist mehr als alle übrigen Feldherrn des 30jährigen Krieges ein Mahnruf für unsere Zeit geworden, wie wir kämpfen und zusammenstehen müssen, daß kein Zweig der uralten Eiche verloren gehe, daß Alle vereint sich bestreben sollen, um dem deutschen Reiche seine alte Würde, seinen alten Glanz, seinen alten Ruhm wieder zu gewinnen.

Tilly ist ein nationaler Held für unsere Zeit geworden.

Kein Held ist nie gewesen
Viel hundert Jahre her,
Hab' auch von keinem g'lesen,
Der Tillyo gleiche wär,
An Herz, an Glück, an Siegen —
Ihr Römer, schweiget still,
Ihr müßt da unten liegen,
Wenn man's vergleichen will.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Anstreichungen